Geschichte der Deutschen für die Jugend.

Viertes Bändchen.

Nürnberg,
im Verlag bei Johann Gottfried Stiebner.
1784.

I.

Geschichte Karls des V.

Einleitungskapitel.

Die Geschichte der Regierung Karls des V. macht eine wichtige Epoche in der Geschichte des deutschen Reichs. Die Periode derselben führte grose Revolutionen herbei, und noch grösere schienen bevorzustehen, und waren wenigstens im Werk, wenn auch die Plane derselben den gehoften Erfolg nicht hatten, den ihnen die ewige Vorsehung, die das Schiksal der Länder bestimmt, versagte. Deutschland war auf dem Punkte, seine Freiheit zu verlieren, und Einen souverainen Herrn erkennen zu müssen, da ein so mächtiger Prinz, der in dreien Welttheilen Länder besaß, zum Kaiserthum gelangte, wenn nicht Umstände, die niemand alle voraussehen konnte, es verhindert hätten.

Man kan nicht in Abrede seyn, daß es Karls des V. Plan gewesen sei, sich auch im deutschen Reich souverain zu machen. Die meisten seiner Reichshandlungen verrathen schon in Rücksicht auf die Art und Weise, wie er dabei zu Werk gieng, dergleichen Absichten nur allzu deutlich. Er war nicht der erste deutsche Kaiser der ähnliche Ent-

würfe auszuführen suchte, wenigstens wissen wir, daß die Geschichte mehrere seiner Vorfahren beschuldigt, nach der Alleinherrschaft gestrebt zu haben. Was waren aber diese in Ansehung der Macht gegen einen Karl den V? Diesem konnte es nicht unbekannt seyn, wie sehr die Deutschen auf ihre Freiheit hielten, und wie eifrig sie sich denjenigen unter ihren Königen und Kaisern von ie her widersezt hatten, die ihnen gefährliche Anschläge gegen ihre Freiheit zu hegen schienen; aber er muste auch wissen, daß zwischen einem Monarchen wie Er, und ienen deutschen Königen wenig Vergleichung Statt finde. Daher dachte er seinen Plan ohnerachtet der Einschränkungen, die er sich gefallen lassen muste, wenn er anders zum Kaiser gewählt seyn wollte, und ohnerachtet aller Gegenanstalten der auf seine Unternehmungen aufmerksamen Stände, doch noch durchzusezen. Karl besaß alle Talente, die den Länderbezwinger, den Eroberer ausmachen. Tapferkeit und Staatsklugheit hielten einander bei ihm das Gleichgewicht, und diese glükliche Mischung mußte seiner Macht noch ein fürchterlicheres Ansehen geben, als wenn er blos ein mächtiger König und ein kühner, unternehmender Geist ohne Staatsklugheit gewesen wäre. Er hatte schlaue und erfahrne Minister, und Generals, die die versuchtesten Soldaten ihres Jahrhunderts waren, und ein furchtbares Heer. Seine Spanier waren Wagehälse,

gehälfe, voll des Geistes der irrenden Ritterschaft und der Kreuzzüge, und in Deutschland und in den burgundischen Landen hatte Maximilian der I. das Kriegswesen auf den besten Fuß gesezt, der damals möglich war. Darf man sich nun verwundern, daß ein Herr, wie Karl, der mit so auszeichnenden Eigenschaften ausgerüstet, und sich so vieler Kräfte bewußt war, sichs zum Grundsaz machte, so weit um sich zu greifen, als ihm möglich seyn würde? *)

Allein bei dem allen wurden seine grosen Plane vereitelt. Sein mächtiger Nebenbuhler, Franz der I. von Frankreich machte ihm immer so viel zu schaffen, daß er die Ausführung seiner Absichten auf das deutsche Reich von Zeit zu Zeit verschieben muste. Die auswärtigen Kriege, worein ihn sein ewiger Zwist mit diesem gleichfalls grosen und tapfern König verwickelte, und selbst seine ausgebreitete Monarchie, die er doch als seine wesentliche Stärke betrachtete, und betrachten muste, waren die beträchtlichsten Hinderungen seiner Entwürfe. War er auch an einem Orte auf die wirksamste Weise gegenwärtig, so heischte es oft die Nothwendigkeit, daß er an mehrern, ja an allen Orten hätte gegenwärtig seyn müssen, wenn alles, was sich seinen Absichten entgegen sezte, hätte glüklich aus dem Weg

*) Seine Devise war bekanntermassen Plus ultra.

geräumt werden sollen. Dazu kam noch sein eigner Eroberungsgeist, der ihn oft zu Unternehmungen verleitete, die seinem wahren Interesse nachtheilig waren. Seinem gränzenlosen Muth schien manche Expedition leicht und von kurzer Dauer, die wirklich weitaussehender war, und sich länger verzog, als er sich vorgestellt hatte. So rüstete er sich oft in einer Gegend der Welt Loorbeeren einzuernten, die, wo nicht ganz ausser seiner Sphäre, doch gewiß weit ausser der Sphäre lag, in welcher er am wirksamsten zu seyn sich vorgesezt hatte. Doch muß man auch erwägen, daß zu Ausführung solcher Plane, wie sie Karls vielumfassender Geist entwarf, mehr als ein Menschenalter erforderlich gewesen wäre.

Die Zwistigkeiten in der Religion, die sich schon unter der Regierung Maximilians des I. angefangen hatten, legten den Absichten Karls des V. die meisten Hinderungen in den Weg, und man darf sagen, daß es eben seine Politik war, die die Ausbreitung der Reformation um ein Grosses beförderte. Der Pabst und seine Partei verstanden sich allerdings gut auf ihren Vortheil, wenn sie in dem Kaiser drangen, die ganze Gährung mit Gewalt, und so zu sagen, im ersten Keim zu ersticken. Aber der Kaiser sahe bei einem so frühzeitig als es diese Partei wünschte, angefangenen Religionskrieg, der, falls man mit Martin Luthern so verfahren wäre, wie mit Johann Hussen,

sen, überhaupt wenig Vortheil, und für seine besondern Absichten gar keinen. Er wollte erst sein grosses Vorhaben zur Realität bringen, und weil er zuversichtlich hofte, daß er dieses würde bewerkstelligen können, betrachtete er die Religionsspaltung aus einem falschen Gesichtspunkte, und als eine Kleinigkeit, die sich, wenn er erst seine Absichten erreicht hätte, ohne besondre Mühe würde heben lassen. Zudem, so war er, wenn auch ein eifriger Anhänger der römischkatholischen Religion, doch ganz und gar nicht geneigt, die Macht des päbstlichen Hofs zu vermehren und zu unterstüzen. Seine Gleichgültigkeit gegen die sonst so eifrig gesuchte Krönung und Bestätigung von Seiten des Pabsts, und sein Betragen gegen Klemens den VII. und die Stadt Rom, welche er durch sein Kriegsheer entsezlich verwüsten ließ, beweiset dieses hinlänglich. — Wäre Karl der V. zur völligen Souverainität in allen seinen Reichen gelangt, so würde es für die päbstliche Gewalt vielleicht eben so mißlich ausgesehen haben, als für die Religionsfreiheit in Deutschland.

Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, die besondern Fälle, welche das, was bisher gesagt worden ist, bestätigen, ausführlich zu erzählen, da die Geschichte dieses grosen Kaisers von vielen und zum Theil berühmten und einsichtsvollen Geschichtschreibern bearbeitet worden. Fast kein Monarch kan sich rühmen, daß seine Thaten

von so vielen gleichzeitigen Geschichtschreibern aufgezeichnet worden sind — ein Beweis, wie aufmerksam alles auf Karls des V. Macht und Unternehmungen war. Beinahe ieder seiner Feldzüge fand seinen besondern Geschichtschreiber, *) und die Hauptbegebenheiten seiner Regierung gaben einem Jakob August de Thou **) (*Thuanus*) und Johann Sleidan ***) die noch immer unter den vorzüglichsten Geschichtschreibern genannt werden, Stof zu ihren schäzbaren historischen Werken. Neuere Verfasser der Geschichte Karls des V. die wir, wo es nöthig, anführen werden, und unter welchen sich der Engländer Robertson ****) vorzüglich ausnimmt, übergehen wir

*) S. SCHARDII Syntagma historiae Germanicae, (Basil. f.) und namentlich der zweite Band dieses Werks enthält eine ziemlich starke Sammlung solcher historischen Schriften.

**) In Historia sui temporis, wovon viele Ausgaben vorhanden sind. Paul Jovius schrieb auch zu dieser Zeit Geschichte unter diesem Titel.

***) Commentarii de statu religionis et reipublicae, Carolo V. Caesare. Argent. 1555. in Folio und in Oktav. Die Ausgaben von diesem Jahre sind, nebst noch einer frankfurtischen in Oktav die vorzüglichsten, weil andre Exemplare an einigen Stellen auf eine boshafte Art verfälscht worden sind. Wir werden von der beträchtlichsten unter diesen Verfälschungen an einem andern Orte zu reden Gelegenheit haben.

****) Robertsons Geschichte Karls des V. deutsch; Kempten 1779. 8. III. Bände.

wir hier mit Stillschweigen. Karl war auch selbst ein Freund der Geschichte, und sah es gerne, daß seine Thaten der Nachwelt schriftlich überliefert würden. Man erzählt von ihm, daß er auf seinem dritten Feldzug wider Frankreich einen Geschichtschreiber mitgenommen, und zu ihm gesagt habe, er möchte immer Feder und Papier fertig halten, denn wenn es einmal losgienge, würde er Mühe haben, nachzukommen. *) Dergleichen Geschichtschreiber aber, die unter den Augen ihres Monarchen schrieben, mögen freilich nicht immer die unparteilichsten gewesen seyn, wenigstens dürfen wir die Genauigkeit und Warheitsliebe eines Sleidanus nicht bei ihnen suchen. Mit dem historischen Fleisse dieses Mannes war der Kaiser eben nicht sehr zufrieden. Es wird erzählt, daß er einst, da von den Kommentarien Sleidans gesprochen wurde, in die Worte ausgebrochen sei: **es müßten sich entweder unter seinen Räthen Verräther seiner Geheimnisse befinden, oder Sleidanus müßte einen Geist** (spiritum familiarem) **um sich haben, der ihm alles sagte.** — Ein gemeiner Fehler der Grossen, daß sie niedrige Lobredner mehr als unpartheiische Geschichtschreiber schäzen! Doch gab sich Karl auch über Sleidans Eindringen in seine Staatsgeheimnisse noch zufrieden, und spottete,

*) Geschichte der Teutschen v. C. G. H. B. II.

wie Bayle *) erzählt, selbst über die Verfasser der spanischen Verzeichnisse verbotener Bücher, daß sie die Geschichte Sleidans erst in ihre Register gesezt hätten, nachdem sie ieder, der nur einigermassen ein Liebhaber der Geschichte war, bereits fast ganz auswendig hersagen konnte. Auch von solchen Unternehmungen Karls, welche ihn verhaßt machen konnten, oder unglücklich ausfielen, z. B. von der Eroberung Roms durch seine Armee, von seinem Feldzug gegen Algier, u. d. g. sind gleichzeitige Berichte auf unsre Zeiten gekommen, die ihm unmöglich gefallen konnten, die aber freilich meist von Leuten herrührten, die nicht unter seine Freunde gehörten. Wenn der Anekdote zu trauen ist, so suchte Karl auch zuweilen die Freunde der Warheit zu bestechen, daß sie mißlungene Unternehmungen, die seinen Ruhm verkleinerten, und seiner Politik Schande machten, gar nicht, oder doch nicht treu beschreiben, vielweniger Glossen und Anmerkungen darüber machen möchten. Folgende Anekdote mag eine Probe hievon seyn. Zu Karls des V. Zeiten lebte in Italien **Peter von Arezzo**, (*Aretinus*) ein Mann der einer der aufgeklärtesten Köpfe seines Jahrhunderts war und die Warheit, ohne Ansehen der Person sagte und schrieb, worüber er auch, wie man sich leicht denken kan, von der Klerisei und dem Mönchsschwarm als ein Gotteslaügner und Ma-

iestäts-

*) *Bayle* Diction. histor. et crit. T. II. ed. ant.

iestätsschänder verschrien *), von weltlichen Herren aber, auch selbst von gekrönten Häuptern, wegen der beissenden Schreibart, mit welcher er sie, wenn sie es verdienten, in ihrer Blösse darstellte, gehasset und gefürchtet wurde, und so wol dieserwegen, als wegen seiner grosen Gelehrsamkeit von seinen Zeitgenossen und Landsleuten, die ihn zu schäzen wußten, den Beinamen des **Göttlichen**, und der **Geissel der Fürsten** (il divino Pietro Aretino, il Flagello de Principi) erhalten hatte. Diesem Peter soll Karl der V. nachdem er in seiner Unternehmug auf Algier unglüklich gewesen, eine goldene Kette geschickt haben, mit dem Bedeuten, daß es der Kaiser besonders gnädig aufnehmen würde, wenn er nichts über diesen übel abgelaufenen Kriegszug schriebe. Aretin, heißt es, nahm das Geschenk an, wog es in der Hand, und äuserte gegen den kaiserlichen Abgeordneten, der es ihm überbracht hatte, die goldne Kette habe zwar ein ansehnliches Gewichte, allein sie sei doch nicht vollwichtig genug, eine solche Thorheit aufzuwägen, wie die algierische Expedition Karls gewesen wäre. Wir werden in der Folge unsrer Geschichterzählung sehen, in wie fern diese Expedition eine Thorheit genannt werden konnte.

Aber

*) Der Verfasser des Taschenbuchs der Philosophie, für 1783. p. 49. hat diesen berühmten, aber bei der Klerisei sehr verhaßten Mann, gründlich und richtig beurtheilt und vertheidigt.

Aber Aretin war es nicht allein, von dem sich Karl der V. mußte tadeln lassen. Es lebten in seinen und in den nachfolgenden Zeiten mehrere Politiker, welche die Geschichte seiner Regierung vor den Richterstuhl ihrer staatsklugen Kritik zogen. Gemeinschaftlich sezen sie voraus, daß er wirklich im Stande gewesen sei, sich in Deutschland völlig souverain zu machen, den Grund aber, warum er es nicht dahin gebracht habe, finden sie in verschiednen wichtigen Staatsfehlern, die sie in ziemlicher Anzahl anführen, aber allemal aus den Folgen seiner Unternehmungen beweisen wollen. Es ist aber offenbar ungereimt und ungerecht, widrige Folgen, und Revolutionen, die niemand als der Allwissende voraussehen konnte, und die einen Entwurf hindern oder zernichten, dem Regenten oder Minister, der diesen Entwurf machte, als Fehler anzurechnen. Dergleichen Fälle vermehren zwar in der Staatskunst, wie in der Arzneikunde, die Erfahrungen: allein man kan demienigen, der es bei seinem Plan noch auf die Probe ankommen lassen mußte, schwerlich eines wichtigen Fehlers beschuldigen. Es sind auch die Bemerkungen dieser Klasse von Tadlern gröstentheils von berühmten Staats- und Geschichtkundigen hinlänglich widerlegt worden. — Andre beschuldigen ihn des Stolzes und der Grausamkeit, und beziehen sich, hauptsächlich was den lezten Punkt anbetrift, auf das Verfahren seiner

Armee mit der Stadt Rom, auf sein eigenes Betragen gegen die evangelischen Stände, und namentlich gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen; auf das harte Poenaledikt, das er in den Niederlanden in Religionssachen bekannt machen ließ, und selbst auf seine peinliche Halsgerichtsordnung, die er mit Genehmigung der meisten Reichsstände in Deutschland einführte. Wenn wir aber alles was hiebei in Betracht kommt, genau erwägen, so finden wir, daß sich doch auch manches dagegen, und zur Entschuldigung Karls sagen läßt. Der von seinen Soldaten in Rom verübte Muthwille, und die Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten, welche die Römer von ihnen erdulden mußten, können weder Karln, der gar nicht bei der Armee gegenwärtig war, noch den kaiserlichen Generalen, welche dabei kommandirten, zugeschrieben werden. Das Heer, welches Rom einnahm, und aus Leuten von allerlei Nationen bestand, war an sich ein zügelloser, schlechtdisziplinirter Haufe, und der größte Theil derselben war, nach dem Zeugniß verschiedner Geschichtschreiber, der lutherischen Lehre zugethan, und hegte folglich einen unversöhnlichen Haß gegen den Pabst, und gegen alles was ihm anhieng. Ueber dieses eroberten sie die Stadt mit stürmender Hand, und verloren dabei ihren General, den tapfern Karl von Bourbon; lauter Umstände, die sie zur Nachbegierde und Wut anfeuern konnten. Das Betragen

tragen

tragen Karls gegen den Kurfürsten Johann Friedrich, den Landgrafen Philipp, und gegen die Niederländer, welche beschuldigt wurden, daß sie der Lehre Luthers zugethan wären, sind freilich Handlungen eines stolzen Siegers, und eines grausamen Regenten. Aber das Einwirken des Pabsts, der Karln unaufhörlich drängte, dem Fortgang der geläuterten Religionslehre Einhalt zu thun, und die blutdürstigen Rathschläge seiner Minister, die Luthern und seine Parthei auf das Aeuserste haßten, vorzüglich des Kardinals Granvella, und des Herzogs von Alba, mögen in der That nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Karl zuweilen nicht nur gegen überwundne Feinde, sondern auch gegen seine eigne Unterthanen so grausam verfuhr. Es sind aber auch Beispiele vorhanden, daß er oft dergleichen grausamen Rath des Herzogs von Alba, der zwar ein tapferer und versuchter Krieger, übrigens aber der verabscheuungswürdigste Unmensch war, öffentlich mißbilligte und verwarf. Von der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des V. werden wir in einem besondern Abschnitt, der allgemeine Bemerkungen über Deutschland in diesen Zeitraum enthalten soll, Gelegenheit haben ein mehrers zu sagen. Andere Beschuldigungen, besonders diejenigen, die in den französischen Manifesten gegen Karln den V. vorkommen, wird niemand, dem es bekannt ist, wie dieser Monarch und Franz der I.

von Frankreich mit einander stunden, vollkommenen Glauben zustellen.

Uebrigens ist es vollkommen richtig, was einer der gelehrtesten und aufrichtigsten Geschichtschreiber des deutschen Reichs von Karln dem V. sagt: „daß er unstreitig der gröste Kaiser gewesen „seyn würde, wenn er bei seinen glänzenden Ei„genschaften das gute Herz seines Vorgängers, Ma„ximilians des I. gehabt hätte." Aber wie selten kan man Prinzen die der unternehmende Eroberungsgeist, und das Glük das ihre Waffen begleitet und begünstigt, kühn und stolz macht, unter iene Väter der Völker zählen, deren Daseyn auf der Erde eine der grösten Wolthaten des Himmels ist, und unter welchen der Name Maximilians des I. vorzüglich genannt zu werden verdient? Auch der Unterschied zwischen Karln und seinem Vorgänger muß genau erwogen werden, wenn man ihn richtig beurtheilen will. Maximilian war blos deutscher Kaiser, und in eine weit engere Sphäre eingeschränkt, als Karl, der wenn er auch weniger ehrgeizig und herrschsüchtig gewesen wäre, doch gewiß immer genug würde zu thun gehabt haben, sich in seinen angeerbten Staaten, deren beträchtliche Grösse die Aufmerksamkeit von ganz Europa rege machte, zu erhalten.

Er beschloß seine irrdische Laufbahn auf eine Weise, die seinem Vorstande Ehre macht. Als das Glük anfieng ihm den Rücken zu kehren, ent-

sagte er freiwillig dem Glanze des Throns und der Ausführung seiner Entwürfe, zu welcher ihn das Alter, und die ganz veränderte Lage der Staatsverfassung so wol in Europa überhaupt, als insbesondere in Deutschland unfähig machte. Er wollte nicht, daß man von ihm sagen sollte, er habe seinen Ruhm überlebt; er beschloß sein Leben in der einsamen Stille eines Klosters; und man darf ihn wegen dieser großmüthigen Resignation allerdings als einen der grösten Weisen unter den gekrönten Häuptern betrachten. Denn die ausschweifenden Bußübungen, die er in seiner Retraite vornahm, sind mehr auf die Rechnung des Geistes der damaligen Zeiten, und der religiösen Gesellschaft, in welcher er sich befand, nachdem er die Regierung seiner Staaten aufgegeben hatte, zuzuschreiben, als auf seine eigne. Wenigstens läßt sich schwer behaupten, daß er diese Bußübungen aus ängstigender Reue über seine verflossene Lebenszeit für nöthig geachtet habe; er, der noch in der Rede, die er hielt, als er seinem Prinzen **Philipp** die Regierung über die Niederlande übertrug, freimüthig behauptete: „nur seine Feinde würden sich beschweren können, daß er gelebt, und regiert habe." *)

Aus

*) Qu'il n'y avoit, que les ennemis de Charles, qui supportassent a regret, qu'il eut veçu et regné. FAM. STRADA hist. de la guerre de Flandre, trad. du P. DU-RYER. (Paris. 1665.) T. I. p. 8. 9.

Aus allem, was bisher erzählt worden, erhellet deutlich, daß es gegründet sei, was ich zu Anfang dieses Kapitels von der Regierungsperiode Karls des V. in Rüksicht auf ihre Wichtigkeit in der deutschen Geschichte gesagt habe. Sie war der kritische Zeitpunkt, vor dessen Verfliessen man nicht entscheiden konnte, ob, und in wie fern Deutschland seine alte Verfassung beibehalten würde. Und da man mit Grunde behaupten kan, daß sich erst in diesen Zeitraum ein helleres Licht über die deutsche Geschichte zu verbreiten anfängt, indem wir es izt nicht mehr blos mit einseitigen und partheiischen Nachrichten zu thun haben, oder Geschichtbücher als Quellen benuzen müßen, deren Verfasser weder alles gründlich wußten, noch hinlänglich wissen und beurtheilen konnten; so wird es keineswegs zu tadeln seyn, wenn wir bei Erzählung der Begebenheiten einer merkwürdigen Periode etwas länger verweilen, und umständlicher zu Werke gehen, als wir bei der Geschichte der vorhergehenden Jahrhunderte gethan haben.

Wir theilen also die Geschichte Karls des V. und seiner Nachfolger in zween Theile ab. Der erste beschäftigt sich mit der politischen Geschichte Karls, und seiner Nachfolger, bis auf Matthias, und den Anfang des berühmten dreißigiährigen Kriegs, und enthält die merkwürdigsten Begebenheiten seines Lebens, alle seine Kriege, die er so wol innerhalb des Reichs, als auch mit auswär-

tigen Feinden führte, ingleichen alle seine Reichs-handlungen, deren Erwähnung in unsern Plan gehört. Nur dieienigen Begebenheiten, welche in die Geschichte der durch Martin Luthern in einem Theile des deutschen Reichs bewirkten Kirchenreformation gehören, werden in diesem ersten Theile entweder gänzlich übergangen, oder wenn es ia der Zusammenhang der Geschichte erfordert, nur gleichsam im Vorbeigehen, und summarisch angeführt. Denn eine so wichtige Begebenheit, als diese Kirchenreformation war, die sich in Deutschland anfieng, und von da aus auf entferntere Länder erstrekte, verdient aus mehr als einem Grunde in ihrem ganzen Zusammenhang und nicht mit der übrigen gleichzeitigen Geschichte vermischt, vorgetragen zu werden. Ich habe demnach, um diesen Endzweck desto vollständiger zu erreichen, schon aus der Geschichte Maximilians des I. dieienigen Begebenheiten weggelassen, welche hieher zu ziehen sind. Die chronologische Ordnung leidet und verliert hierbei ganz und gar nichts. Denn das Jahr ieder besonders wichtigen Thatsache, soll in demienigen Bändchen, das die Reformationsgeschichte enthalten wird, eben so wol angezeigt werden, wie in den übrigen, und so wird durch eine gar nicht mühsame Vergleichung der Synchronismus der Reformations- und Kirchenhistorie mit der übrigen gleichzeitigen Geschichte bald bestimmt werden können. Zudem glaubte

glaubte ich zuversichtlich, einem grosen Theil meiner Leser, denen dieser Theil der Geschichte wichtiger ist, einen nicht ganz unangenehmen Dienst durch einen ununterbrochenen und zusammenhängenden Vortrag desselben zu erweisen. Wir haben freilich Bücher die Menge, in welchen die Reformationsgeschichte vorgetragen ist: wenn man aber diesen ganzen Vorrath genau, und ohne vorgefaßte Meinungen untersucht, so wird man viel finden, das eine scharfe Prüfung nicht aushält, und, wenn man unterläßt diese anzustellen, uns die Sache in einem falschen Lichte zeigt, und zu einem übereilten Urtheil verleitet. Das lärmende Schimpfen der päbstlichen Parthei, und die vorsäzlichen Verfälschungen der Geschichte, womit die Anhänger derselben, vornämlich der Pater **Maimbourg**, ihr eignes Andenken beschimpft haben, veranlaßte auch ihre Gegner, daß sie theils mehr auf die Widerlegung dessen dachten, was ihnen diese vorrükten, als auf eine gänzlich unbefangene Art Geschichte zu schreiben; theils auch, daß sie ihrer Seits alles aufsuchten, wovon sie glaubten, daß es iene demüthigen — ich wollte wünschen daß niemand hinzusezen könnte — oder auch kränken würde. So schlich sich nach und nach der Geist der rauhen intoleranten Polemik, der sich mit nichts weniger verträgt als mit dem ruhigen leidenschaftslosen Geiste der Geschichte, dem um nichts zu thun ist als um Warheit, und

dem diese willkommen ist, wo er sie findet, in ihre Schriften ein. Und daher kommt es, daß oft in einem sonst herrlichen und brauchbaren Werke von dieser Art da eine Kontroverspredigt steht, wo wir sie im geringsten nicht erwarteten. Kleinere und Gelegenheitsschriften, die sich auf einzelne zur Reformationsgeschichte gehörige Fakta beziehen, fordern noch mehr Aufmerksamkeit und Prüfung als die grössern Werke. Denn die meisten derselben sind offenbar von Verfassern, die nur Einer Partei zugethan waren, und für dieselbige schriebe. Bei der Erbitterung der Gemüther, die damals auf beiden Seiten herrschte, läßt sich denn leicht vermuthen, daß es diese Gattung von Schriftstellern eben nicht zu genau mit der historischen Warheit nahm. Und wie viele dieser kleinern Schriften sind Schandschriften, deren sich die gesunde Menschenvernunft ewig schämen wird!

Wir wollen demnach alle Klippen, die uns hier, zum Nachtheil der historischen Warheit aufstossen könnten, so viel möglich zu vermeiden suchen, und der Geschichte ber Kirchenreformation durch Luthern nähere Aufmerksamkeit und ein besonders Bändchen weihen. Die fast unvermeidliche Nothwendigkeit derselben, ihre nähere und entferntere Veranlassungen, die Geschichte ihres Anfangs und Fortgangs bis zu Errichtung des Religionsfriedens, die Partikulargeschichte solcher Personen die sich dabei vorzüglich auszeichneten,

und

und eine kurze, aber für den Liebhaber der Geschichte hinlängliche Einleitung zur Kenntnis der besten hiehergehörigen historischen Schriften, werden die Gegenstände besondrer Abschnitte dieses Bändchens seyn. — Für izt aber kehren wir wieder zu dem Helden derienigen Zeiten, deren Geschichte wir vor uns haben, zu dem grosen Kaiser Karln dem V. zurük.

II.

Regierungsgeschichte Karls des V.

Maximilian der I. hatte, wie wir wissen, alle Mühe angewendet, seinem Enkel Karln noch bei seinem Leben zur Würde eines römischen Königs, und folglich zur Mitregentschaft im deutschen Reich zu verhelfen. So groß aber auch sein Ansehen war, und so sehr er, nach seinen Verdiensten, geschäzt und geliebt wurde, so glükte es ihm doch nicht, sein Vorhaben zur Wirklichkeit zu bringen. Die Hindernisse, die sich ihm entgegen sezten, waren in der That zu wichtig und zu vielfach, als daß er sogleich hätte durchdringen können. Da nun auf diese Weise der deutsche Thron erledigt war, und ein Interregnum entstand, so führten die beiden Kurfürsten, Ludewig der V. von der

Pfalz und Friedrich der III. von Sachsen, genannt der Weise, das Reichsvikariat. Allein weder die Anstalten dieser beiden Reichsvikarien, noch besondere Verbindungen der Fürsten und Stände waren hinreichend, Ruhe und Ordnung im Reich zu erhalten, so daß man doch in Zeiten darauf bedacht seyn muste, demselben ein neues Oberhaupt zu geben.

Die vorzunehmende Wahl eines deutschen Kaisers erregte nun eine nicht geringe Erwartung, da sich diesmal die mächtigsten Potentaten der Christenheit um diese Würde bewarben. Denn der König Karl von Spanien hatte den König Franz den I. von Frankreich, und Heinrich den VIII. von England zu Nebenbuhlern. Der leztere begehrte zwar den beiden erstern den Vorrang nicht streitig zu machen, und meldete sich blos auf den Fall, wenn keiner von ihnen erwählt werden sollte: hingegen gab sich Franz der I. desto mehr Mühe, und wendete alle Kräfte an, den König von Spanien zu verdrängen. Er hatte den Pabst Leo den X. auf seine Seite gebracht, und versprach sich von dessen Unterstüzung nicht wenig. Nun waren zwar die deutschen Fürsten wenig geneigt, den König in Spanien zu wählen, da ihnen seine Macht zu furchtbar schien: allein ein andrer ausländischer Prinz, zumal ein Franzose, stand ihnen noch weniger an; und überdieses konnte man Franzen dem I. der als ein staats-

kluger

kluger und ehrgeiziger Herr bekannt war, die nämlichen der deutschen Freiheit gefährlichen Absichten zutrauen, die man an Karln von Spanien befürchtete. Man trug es also anfangs darauf an, einen deutschen Fürsten auf den Thron zu erheben, und die Wahl der meisten fiel auf den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Dieser schlug aber die ihm angetragne Krone grosmüthig aus, und nahm die Parthei des Königs von Spanien. Er suchte seine Mitkurfürsten durch die Vorstellung für denselben zu gewinnen, daß die deutsche Freiheit unter Karln doch sicherer seyn würde, als unter Franz dem I. indem jener wegen der Entlegenheit seiner Lande den wenigsten Theil seiner Macht würde auf Deutschland wirken lassen können. Er sahe vorher, daß die Eifersucht des Königs von Frankreich ihm an der Ausführung solcher Plane auf alle Weise hinderlich seyn würde. Diesen aber hielt er, wegen der nahen Nachbarschaft für höchstgefährlich für das Reich, falls er zur Regierung desselben gelangen sollte. *) Außerdem muste es auch einleuchtend seyn, daß es nicht undienlich wäre, dem König in Frankreich, auf dem Fall, daß er sich mit Gewalt auf den deutschen Thron schwingen wollte, einen Kaiser entgegen zu sezen, der mächtig genug wäre, ihn von den Gränzen des Reichs abzuhalten.

 Die-

*) Cf. SLEIDAN. lib. I. p. 20. (ed Arg. 1555.) wo Reden oder Konsultationen für und wider die Wahl Karls des V. zu finden sind.

Dieses waren die Beweggründe, welche endlich die Wahl Karls beförderten. Doch befand man für gut, ihn durch Bedingungen einzuschränken, wodurch die alten deutschen Rechte und Freiheiten in Sicherheit gesezt wurden. Man trat über diese Bedingungen mit Karls Bevollmächtigten in Unterhandlung, und auf diese weise enstand die erste förmliche **Wahlkapitulation.** *) Diese bestand aus 34. Artikeln, zu deren Gattung sich Karl verpflichtete, und die Hauptpunkte derselben waren „daß er den römischen Stul und die heilige Kirche, als derselben Vogt, beschüzen wolle: daß er alle vorige Reichsgeseze bestätigen, „und wo es nöthig wäre, mit Beirath der Stände „verbessern, das Reichsregiment wieder aufrichten, alle Reichsstände bei ihren Rechten und „Freiheiten erhalten, ohne Einwilligung der Kurfürsten für sich als römischer Kaiser kein Bündnis schliesen, keinen Reichskrieg anfangen, die „Reichsstände nicht mit Reichstagen und Steuern, beschweren, von dem Reich nichts veräusern sondern vielmehr das Abgerissene wieder „dazu bringen, alles was der päbstliche Hof wider die Konkordaten der deutschen Nation vorgenommen, abstellen, die grossen gesellschaftlichen

*) I. LIMNAEI Cap. Anlatt. Imperatorum et regum Rom. a Carolo V. ad Ferdin. IV. c. annolatt. Arg. 1658. 4. Springers Betrachtung der Wahlkapitulation T. I. c. 3. 4.

„chen Verbindungen der Kaufleute mit Beirath „der Stände aufheben, keine neuen Zölle ohne „Einwilligung der Kurfürsten anlegen, den Strei- „tigkeiten der Reichsstände unter sich, und selbst „seinen eignen Anforderungen an dieselben, wie „auch allen vorfallenden Achtserklärungen den or- „dentlichen Weg Rechtens laßen, die an das „Reich zurükfallenden Lehen einziehen, alles was „die Reichsvikarien nach den Reichsgesezen ver- „handelt, bestätigen, sich keiner Erbfolge auf dem „deutschen Thron anmassen, ausserhalb des Reichs „keinen Reichstag halten, noch die Stände vor „Gericht fordern, die Reichs- und Hofämter blos „mit gebornen Deutschen besezen, in Reichssa- „chen keine andre als die deutsche oder lateinische „Sprache gebrauchen, und endlich die kaiserliche „Residenz meistentheils innerhalb des deutschen „Reichs zu halten." — *) Dies ist also der In- halt des Vertragsinstruments, durch welches die deutschen Reichsstände die Macht des Kaisers ein- zuschränken suchten. In wie fern er diesen Punk- ten nachgekommen, und ob diese Kapitulation ihn wirklich verhindert haben würde, sich souverain zu machen, wenn es nicht andre Umstände ver- hindert hätten, wird man leicht aus dem Verfolg der Geschichte ersehen können.

*) Springer, l. c. c. 4. Geschichte des teutschen Reichs von C. G. H. B. II. p. 87.

Diese Kapitulation ward erstlich von den spanischen Bevollmächtigen unterzeichnet, und hernach von Karln selbst genehmigt, welcher noch überdieses eine besondre Urkunde ausfertigte, worinn er versprach, daß er die Kapitulation bei seiner Krönung nochmals bestätigen und beschwören würde. In diesem Geschäfte mußte der Pfalzgraf Friedrich selbst nach Spanien reisen, und Karln die Kapitulation zur Bestätigung vorlegen. Nachdem alles zur Richtigkeit gebracht war, reisete der neugewählte Kaiser nach Deutschland, wo er 1520, den 23 Oktober zu Aachen mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt wurde. *) Er wollte den Kurfürsten von Sachsen, dessen Vermittelung er die Kaiserkrone hauptsächlich zu danken hatte, ansehnlich beschenken: dieser schlug aber seine Geschenke, so wie vormals die Krone selbst, auf die grosmüthigste und uneigennützigste Weise aus.

Dem

*) GE. SABINI hist. elect. et coronat. Caroli V. ap. GOLDAST. in Politic. imperialib. (Frf. 1614.) P. I. p. 123. sqq. H. MAVRI relat. coronat. Caroli V. ibid. P. III. n. 3. p. 264. — Unter andern Merkwürdigkeiten dieser Krönung wird auch gemeldet, daß die deutschen Fürsten nicht zugaben, daß die bei dieser Feierlichkeit gegenwärtigen Grandes von Spanien, welche sonsten das Recht haben, in Gegenwart ihres Königs das Haupt zu bedecken, sich dieses Rechts bedienen durften.

Dem Pabst mochte freilich die Wahl Karls des V. nicht sehr behagen; allein die Staatsklugheit hieß ihn schweigen, woran er auch sehr klüglich that. Denn die deutschen Fürsten, welche zum Theil schon sehr stark für die lutherische Lehre eingenommen waren bezeugten wenig Lust sich in ihrem Wahlgeschäfte durch seine Einwirkung leiten zu lassen, und der Pabst muste nothwendig einsehen, daß seine Bemühungen, falls er sich weigerte Karls Wahl zu erkennen, nicht allein vergeblich seyn würden, sondern daß er es auch mit diesem mächtigen Prinzen völlig verderben, und ihn zum Feind bekommen könnte, welches ihm bei den damaligen Umständen sehr viel würde geschadet haben. Das päbstliche Interesse erheischte dermalen, ein wachsames Auge auf den Fortgang der Reformation zu haben, und denselben wo möglich, zu verhindern. Sollte nun dieses in Deutschland bewerkstelligt werden, so muste man den Kaiser vielmehr zu gewinnen suchen, als sich ihn zum Feinde machen. In dieser Absicht billigte Leo der X. nicht nur die von den Kurfürsten getroffene Wahl durch seinen Botschafter, den Kardinal Kaietan; sondern er war es auch zufrieden, daß Karl der V. nach seiner Krönung den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm und alle übrigen Formalitäten, die bisher von den meisten Kaisern wegen der päbstlichen Bestätigung waren beobachtet worden unterließ,

welche auch von der Zeit an immer unterlaßen worden sind.

Wir haben schon angemerkt, daß während des durch das Absterben Kaiser Maximilians des I. verursachten Interregnums, das alte in den deutschen Nationalcharakter so sehr verwebte Befehdungsunwesen sich wieder hervorgethan, und daß verschiedene Stände einander feindlich angriffen. Einer von diesen war der damalige Herzog von Würtemberg, Ulrich. *) Dieser gerieth in eine Irrung mit der Reichsstadt Reutlingen, weil einige Bürger derselben einen seiner Beamten in einem Wirthshause bei einer entstandnen Schlägerei todtgeschlagen hatten. Diese Beleidigung zu rächen, sammlete er so viel Volk, als sich in der Eile sammlen lies, gieng damit 1519. im Januar vor Reutlingen, und zwang die Stadt, sich an ihn zu ergeben, und ihm zu huldigen. Der schwäbische Bund, der diese Behandlung eines seiner Glieder nicht gleichgültig ansehen konnte, zog hierauf gegen den Herzog Ulrich zu Felde, bemächtigte sich seines Landes, und veriagte ihn aus demselben. Um ihm nun alle Rükkehr zu dem Besiz derselben abzuschneiden, beschloß der Bund, dem Kaiser die würtembergischen Lande zum Verkauf anzubieten, unter dem Vorwande, das Land sei zu sehr mit Schulden überhäuft, als daß es der Bund übernehmen, und von den Einkünften desselben

*) S. Eisenbachs Geschichte und Thaten H. Ulrichs von Würtemberg, Tüb. 1754. 4.

selben die Kriegskosten gegen den unruhigen Herzog zu bestreiten: es wäre daher so wol für die schwäbischen Bundsgenossen, als für das Land selbst besser, wenn es der Kaiser käuflich übernähme. Das Betragen des Herzogs gegen die Stadt Reutlingen war nun freilich höchst übereilt, und wider die Reichsgeseze; aber dieses Verfahren des Bundes war dem ungeachtet höchst ungerecht. Aber der Vertrag wurde geschlossen. Der Kaiser bezahlte die Kriegskosten, nahm das Herzogthum Würtemberg in Besiz, und überließ es an seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand. Um aber dem ganzen Verfahren einigen Schein der Gerechtigkeit zu geben, erklärte er den Herzog als einen Landfriedensbrecher in die Reichsacht, und seiner Länder verlustigt.

Schon vor der Zeit dieser würtembergischen Händel waren in Niedersachsen gefährliche Irrungen entstanden. Der Bischof Johann von Hildesheim wollte sein Bißthum, das er bei dem Antritt seiner Regierung sehr verschuldet gefunden hatte, durch eine bessere Oekonomie frei machen, und die verfallenen Umstände desselben verbessern. Unter andern lösete er einige Güter ein, die den Herren von Saldern verpfändet gewesen waren. Diese aber weigerten sich, dieselben herauszugeben, und wendeten sich an die Herzoge von Braunschweig, und an den Bischof Franz von Minden, welche sie in Schuz nahmen und ihnen Beistand

zu-

zusagten. Hierauf fiengen die von Saldern, von ihren Bundsgenossen unterstüzt, an, Feindseligkeiten gegen das Stift Hildesheim zu verüben. Der Bischof von Hildesheim schloß mit andern Fürsten ein Gegenbündniß, und von seinen Bundsgenossen wurde der Bischof Franz von Minden aus seinem Lande veriagt. Nunmehr zogen die Herzoge von Braunschweig wider den Bischof von Hildesheim mit ihrer ganzen Macht zu Felde, und verheerten sein Stift auf das ärgste. Vergebens war es, daß der Kurfürst von Sachsen, als Reichsverweser beiden Theilen gebot, die Feindseligkeiten einzustellen; beide Theile sezten den Krieg muthig fort. Am Wahltage Karls des V. den 28 Junius 1519 kam es auf der Soltauer Heyde im Lüneburgischen zu einem Treffen, und das Braunschweigische Heer wurde von dem hildesheimischen aus dem Felde geschlagen. Die Herzoge **Erich**, und **Wilhelm** wurden gefangen, der erstere aber vermittelst eines Stillstandes, den die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten zu Stande brachten, bald wieder in Freiheit gesezt. Endlich gelangte die Sache an den Kaiser, und dieser begünstigte die braunschweigische Partei. Er erklärte, daß er die Sache auf dem nächsten Reichstag, als oberster Richter, entscheiden würde. Auf dem Reichstage, den er gleich im nächsten Jahr nach seiner Krönung zu **Worms** hielt, entschied er die Sache auch wirklich, aber dahin, daß bei-

de Theile alles was sie einander abgenommen, bei Verlust ihrer Reichslehen in die Hände des Kaisers ausliefern sollten, der sodann eine Kommission zu Beilegung der streitigen Sache ernennen würde. Der Bischof Johann, und sein vornehmster Alliirter, Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, verweigerten die Vollziehung dieses Befehls, hatten aber darüber beide das Schikfal, daß sie in die Acht erklärt, und die Vollziehung der Acht ihren Feinden übertragen wurde. Nachdem sich diese fast des ganzen Stifts Hildesheim bemächtigt hatten, trug der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz, und dem Herzog Georg von Sachsen auf, einen Vergleich zwischen beiden Parteien zu vermitteln, über welchen auch sofort zu Quedlinburg Unterhandlung gepflogen wurde. Weil aber der Bischof Johann von Hildesheim auch von diesem Vergleiche nichts hören wollte, sondern auf der Wiederherstellung seiner Besizungen, wie sie vor dem Kriege gewesen, hartnäkig bestand, ward er von dem Vergleich ausgeschlossen; und da er sahe, daß es ihm unmöglich fallen würde, das Verlorne wieder herbei zu bringen, legte er seine bischöfliche Würde freiwillig nieder, und begab sich anfänglich zu seinem Bruder dem Herzog von Sachsen-Lauenburg, und endlich nach Lübek, wo er im Jahr 1547. starb. Seine Unbiegsamkeit in Ansehung der Vergleichsvorschläge war Ursache, daß seinen Nachfolgern

in

in der bischöflichen Würde nur ein geringer Theil des ehemaligen Stifts Hildesheim übrig blieb. *)

Auch aus der Geschichte dieses Privatkriegs in Deutschland sieht man, so wie aus der vorhergehenden, wie geschwind Karl der V. gewohnt war, mit der Reichsacht zu verfahren. Die damaligen unruhigen Zeiten erforderten freilich gewaltsame Mittel, wenn anders die Unruhen gedämpft, und die hartnäkigen Köpfe, die dieselben nährten, zu Paaren getrieben werden sollten: wenn man aber in Erwägung zieht, daß es dem Bischof von Hildesheim eben nicht um neue Acquisitionen, sondern blos um die Erhaltung dessen, worauf er sich ein Recht erworben, und um eine bessere Einrichtung seines Staats zu thun war, so ist sein widriges Schiksal allerdings zu bedauern.

Es ist bereits gemeldet worden, daß Karl der V. im Jahre 1521. einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben habe. *) Wir berühren, unserm Plan gemäs, hier nur die politischen Angelegenheiten, die auf diesem Reichstage in Berathschlagung

*) Justini GOBLERI narratio de bello Hildeshei-mensi ap. SCHARD. T. II. p. 949. sq.

*) Nach der goldenen Bulle, und selbst nach der Wahlkapitulation hätte er ihn zu Nürnberg halten sollen: allein der Kaiser wandte für, daß man in dieser Stadt wegen der Pest (die damals grassirte) nicht sicher genug wäre. Gesch. d. teutsch. R. v. E. G. H. B. II. p. 96.

gung genommen wurden, nicht aber die Religionssachen. Der Kaiser erneuerte das schon unter der Regierung seines Grosvaters wieder eingegangene Reichsregiment, und machte eine neue Ordnung desselben bekannt, um demienigen Punkte seiner Kapitulation, der diesen Umstand betraf, Folge zu leisten. Die Stelle eines Präsidenten dieses Regiments sollte dieser Ordnung zu Folge, allemal ein weltlicher Kurfürst, oder doch ein Reichsfürst, Graf, oder Freiherr bekleiden. Karl ernannte für diesmal seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand zum Präsidenten dieses Kollegiums. Weil aber die eigentliche Bestimmung desselben war, daß es ein Reichsvikariat in Abwesenheit des Kaisers seyn sollte, und der Präsident den Titel eines kaiserlichen Statthalters führte, so reversirte sich Karl gegen die Kurfürsten von Pfalz und Sachsen, daß sie durch diese Statthalterschaft an ihren Rechten auf das Reichsvikariat während eines Interregnums ungekränkt verbleiben sollten. Zugleich wurde eine neue Kammergerichtsordnung bekannt gemacht, die Visitation dieses Gerichts dem Reichsregiment übertragen, und diesem sein Aufenthalt zu Nürnberg angewiesen.

Ferner suchte Karl der V. auf diesem Reichstage den allgemeinen Landfrieden festzusezen, und verglich sich mit den Ständen über eine diesfalls bekannt zu machende Verordnung, die auch wirk-

lich zu Stande kam, und kein Schluß der Reichsversammlung publicirt wurde. Alle Befehdungen wurden bei Strafe der Reichsacht und einer Geldbusse von 200 Mark feines Goldes verboten, und die Vollziehung dieses kaiserlichen Befehls allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reichs anempfohlen.

So wenig übrigens Karl der V. glauben mochte, daß die Krönung vom Pabste zur Kaiserwürde unumgänglich erforderlich sei, so hatte er doch den Vorsaz, sich die Kaiserkrone bei ihm zu holen, und dieser Vorsaz bestimmte ihn, auf dem Wormser Reichstage mit den Ständen über die Begleitung zu einem Römerzug, den er unternehmen wollte, zu traktiren. Es wurde festgesetzt, daß die deutsche Reichsarmee, die bißher aus 12000 Mann bestanden hatte, künftig aus 24000 Mann, 4000 zu Pferde, und 20000 zu Fuß bestehen sollte. Hierüber wurde ein Anschlagsregister errichtet, in welchem bestimmt wurde, wie viel ieder Reichsstand an Volk und Gelde zu der angezeigten Truppenanzahl beitragen sollte. Der Reuter wurde in derselben zu 12 Gulden, und der Soldat zu Fuß zu 4 Gulden monatlich angerechnet. Dieses Anschlagsregister ist noch heut zu Tage unter dem Namen der **Reichsmatrikel** bekannt. Der Beitrag an Volk und Gelde, den ieder respektive Reichsstand vermöge derselben zu stellen und zu liefern hat, wird **Kontingent**, die sich

dahin

dahin beziehenden Reichsanlagen aber Römermonate genannt.

Daß auch die Religionssachen auf dem Wormser Reichstage vorgenommen wurden, und Luther in Person dahin beschieden ward, soll an seinem Orte erzählt werden. Karl verfuhr gegen Luthern sehr hart, und der Pabst sahe nunmehr, daß er seine Absicht, den Kaiser durch ein nachgiebiges Betragen wenigstens in den vorwaltenden Religionsangelegenheiten zu seinem Vortheil zu gewinnen nicht ganz verfehlt hatte. Zum Beweiß seiner Erkenntlichkeit verließ er nunmehr die französische Partei, für welcher sich Karl izt am meisten vorzusehen hatte. Denn Franz der I. konnte es nicht verschmerzen, daß ihm Karl im deutschen Reich war vorgezogen worden, und alles sein Bestreben zielte dahin ab, dem Kaiser auf allen Seiten Feinde zu erwecken. Denn Anfang machte er damit, daß er Heinrichen von Albret, gebornen König von Navarra, dem Ferdinand der Rechtgläubige, König von Spanien das Königreich Navarra entrissen hatte, und Roberten von der Mark, Herzogen von Bouillon wider Karln aufhezte und ihre Ansprüche unterstüzte. Jener sollte ihm in Spanien, dieser in den Niederlanden zu schaffen machen. Aber beide waren Karln nicht gewachsen, und es kostete ihm wenig sie zur Ruhe zu bringen. Er schloß mit dem Pabst Leo dem X. ein Bündniß, die Franzosen aus Italien

zu veriagen, und als dieser Pabst im Jahre 1521. starb, half er Hadrian dem VI. der ehehin sein Lehrer war, zur päbstlichen Würde, welcher, wie leicht zu gedenken, das Bündniß seines Vorfahrers mit ihm erneuerte. Beide bekriegten hierauf die Franzosen in Italien gemeinschaftlich, und waren auch so glüklich gegen sie, daß diese in kurzer Zeit von allen ihren italienischen Besizungen nichts übrig behielten, als die Schlösser zu Mailand, Novara, und Kremona.

Diese Nachricht war für Franz den I. äuserst empfindlich. Gerne wäre er selbst über die Alpen gegangen, den Siegen der kaiserlichen Waffen Einhalt zu thun. Aber er hatte selbst innerhalb seines Reichs noch viele Unruhen zu dämpfen, ehe er es wagen durfte, dasselbe zu verlassen, und nach Italien einen Feldzug zu unternehmen. Er übergab das Kommando der Armee, die er vom neuen nach Italien schikte, einem seiner Lieblinge, Bonnivet, dessen ganzes Betragen während des Feldzugs deutlich zu erkennen gab, daß er zu nichts weniger taugte, als ein Kriegsheer zu kommandiren. Er wurde im Jahr 1524. von dem kaiserlichen Heer, das Karl von Bourbon, ein französischer Prinz vom Geblüte, der sich mit seinem König entzweiet hatte, und in die Dienste des Kaisers getreten war, anführte, am 24 April angegriffen, und mit grossem Verlust aus dem Felde geschlagen, so daß er sich gezwungen sahe, mit

dem Ueberrest seiner Armee in möglichster Eil wieder nach Frankreich zurük zu kehren.

Ein abermaliger Schlag für Franz den I! Aber er verlor deswegen den Muth noch nicht. Er gieng, so sehr es ihm auch widerrathen wurde, in Person, mit einem Heer von mehr als 40000 Mann über die Alpen, den Krieg in Italien fortzusezen. Die Geschichte erwähnt eines Umstands, der für ihn äusserst vortheilhaft hätte seyn können, wenn er gehörig benuzt worden wäre. Die kaiserliche Armee litte Mangel, und war mißvergnügt, weil sie eine ansehnliche Summe rükständigen Solds zu fordern hatte. Aber die kaiserlichen Generals wusten diesem Mangel und den Unordnungen, die daraus hätten entstehen können, doch abzuhelfen. Einige von ihnen, und einige reiche Privatleute schikten — ein seltnes Beispiel der Treue und des Diensteifers, das in der Geschichte aufbewahrt zu werden verdient! — ihr Silbergeräthe in die Münze und liessen Geld daraus prägen, damit das Kriegsvolk bezahlt werden konnte. Unterdessen brachte Franz die Zeit auf Anrathen seines Bonnivet, die Zeit mit der Belagerung der Stadt Pavia zu. Der spanische General, Anton de Leyva, der darinnen kommandirte, vertheidigte aber den Plaz mit ungemeiner Tapferkeit gegen die Angriffe der Franzosen biß endlich das kaiserliche Heer, das nun wieder Muth bekommen hatte, unter der Anführung

 Karls

Karls von Bourbon, und Georg von Fronsberg zum Entsaz herbei eilte. Nun kam es im Jahr 1525 den 24 Februar zu ienem berühmten Treffen bei Pavia, in welchem die französische Armee geschlagen und der König Franz der I. selbst gefangen wurde. *) Er focht mit sonderbarer Tapferkeit, und empfieng einige Wunden, biß er endlich der eindringenden Macht der Feinde weichen, und sich ergeben muste. Doch ergab er sich nicht an Karln von Bourbon, den er als einen rebellischen Vasallen betrachtete, sondern an den Vicekönig von Neapel, Karl von Lannoy. Der Tag dieses Treffens war der Geburtstag Karls des V. Franz wurde hierauf zum Kaiser abgeführt, (der sich damals in Spanien befand) und zu Madrid gefangen gesezt, wo er in sehr enger Verwahrung gehalten wurde, so daß er auch aus Verdruß und Gram über diese Behandlung gefährlich krank ward.

Nun hatte Karl der V. seinen gefährlichsten Feind in seiner Gewalt, und befand sich im Stande ihm Bedingungen nach seinem Belieben vorzuschreiben, denn Frankreich war wirklich nicht im Stande, die Befreiung seines Königs mit der Gewalt der Waffen zu bewirken. Die Geschichte belehrt

*) GVICCIARDIN. L. XV. Fr. TAGII liber de obsidione urbis Ticinensis et captiuitate Francisci, Gall. regis. Norimb. 1736. 4.

belehrt uns, daß unter den Ministern und Räthen Karls des V. mehrere gewesen, die menschlicher dachten, und, da der Kaiser ihr Gutachten in Ansehung seines Betragens gegen seinen gefangnen Gegner einholte, ihm riethen, den unglüklichen König nicht auf das Aeusserste zu treiben. Aber der bekannte Herzog von Alba verwarf ihre mildern Rathschläge, und ermahnte den Kaiser, die Sache so weit zu treiben als es ihm möglich wäre. Karl handelte auch nach diesem Rath, allein der Erfolg bewies, daß ein Mann, wie der Herzog von Alba zwar allenfalls im Felde, aber nicht im Kabinette zu gebrauchen sey. Franz der I. muste sich nun alles gefallen lassen, was Karl der V. wollte. Wäre dieser weniger hart mit ihm verfahren, so würde vielleicht die Feindschaft zwischen beiden weit eher aufgehoben worden seyn, denn Franz dachte wirklich edel und königlich. Da aber Karl die Sache offenbar übertrieb, so dachte Franz füritzt auf nichts, als wie er aus seiner Gefangenschaft erledigt werden möchte, und alles gieng so, wie es die klügern Räthe des Kaisers voraus gesehen hatten.

Der Friede zwischen Karln dem V. und Franz dem I. wurde zu Madrid, dem Orte der Gefangenschaft des leztern zu Stande gebracht. *) Die Bedingungen, die ihm Karl zuerst vorlegen ließ,

 müs-

*) 1526. 17 Febr.

müssen noch weit härter gewesen seyn, als die nachmaligen, welche angenommen wurden, und die wir aus der Geschichte kennen, weil sich Franz durchaus nicht zur Annahme derselben verstehen, und lieber ein Gefangener verbleiben wollte. Nachmals wurde der Friede auf die Bedingungen geschlossen, daß Franz der I. das Herzogthum Burgund, Charolois, Noyers, Chatel Chinon, Auxonne und St. Lorent an den Kaiser abtreten, bis zur gänzlicher Restitution dieser Stüke, und zur Ratifikation dieses Vergleichs von Seiten der Regentschaft von Frankreich den Dauphin und Herzog von Orleans dem Kaiser als Geiseln stellen, allen seinen Ansprüchen auf Neapel, Mailand, Genua und Asti, ingleichen der Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern gänzlich entsagen sollte. Eine Vermählung zwischen dem König Franz, und der verwittweten Königin von Portugal, Eleonora, einer Schwester Karls des V. ingleichen zwischen dem Dauphin, und der Infantin Maria, der Tochter der erwähnten Eleonora, sollte diesen Frieden befestigen und bestätigen. Franz unterzeichnete diesen Frieden, und seine Mutter, Louise, die in der Geschichte sogenante Madame de Savoye *) unterzeichnete ihn, als Regentin von Frankreich in des Königs Abwesenheit. Hierauf wurden die verlangten Geiseln ausgeliefert und Franz erhielt die Freiheit in sein Königreich zurük zu kehren. Man

*) Sie war eine savoyische Prinzessin.

Man sieht bei dieser Erzählung von selbst ein, daß der König Franz diesen Frieden blos deswegen eingieng, um seiner harten und verdrüßlichen Gefangenschaft einmal los zu werden, und daß er nicht gedachte, denselben zu halten. Lächerlich ist es aber, wenn die französischen Geschichtschreiber zu seiner Vertheidigung anführen, er habe zuvor vor Notar und Zeugen erklärt, daß er die Friedensbedingungen nicht halten wolle. Es fragt sich hier nicht einmal, ob eine solche Reservation in dergleichen Fällen habe gültig seyn können, sondern schon das, ob die Bewerkstelligung derselben möglich gewesen sei? Vernünftigere unter den französischen rechtsgelehrten Kasuisten behaupten blos, Franz sei nicht verbunden gewesen diesen Frieden zu halten, weil er ihm gleichsam abgedrungen wurde. Dagegen läßt sich nun allerdings viel Wichtiges einwenden, und ist auch eingewendet worden. Allein der Fall, der diesmal vorkam, gehört auch unter diejenigen seltnen Fälle, die iene wichtigen Einwendungen ziemlichen Theils entkräften. Franz war freilich in seiner damaligen Lage mehr Privatmann und Negotiateur, als König, und der eigentliche König war die Regentinn von Frankreich, die den Frieden öffentlich ratificirte. Wozu sie doch — sagt man — von niemanden gezwungen wurde. Nicht gezwungen? War sie nicht die Mutter des Königs? Schon dieser Zustand zeigt, daß sie beinahe eben so ge-

 zwungen

zwungen dazu war, als er selbst. Sollte sie vielleicht, zum merklichen Nachtheil ihres Familieninteresse iene alten Beispiele aus der rauhen römischen Republik nachahmen, und den gefangenen König der Willkühr des Siegers überlassen, bis es diesem belieben würde, ihn auf freien Fuß zu stellen? Sollte sie indessen die Regentschaft über Frankreich fortführen, oder einen minderiährigen Prinzen auf den Thron sezen, und das Reich innerlichen Unruhen Preis geben, die hierüber leicht hätten entstehen können. Wenn Franz sein Wort als König brach, so konnte er keinen andern Grund zu seiner Entschuldigung anführen, als den abgedrungenen Frieden. Als Privatmann und Negotiateur konnte er weder ratificiren noch brechen. Und da er aus dem Negotiateur wieder König ward, so konnte er auch dasienige verwerfen, was er der Regentin nicht als König geheissen haben würde. *) Kurz: man muß hier fast entscheiden, wie der Vogt zu Schellenfeld; keine von beiden Parteien hat ganz Unrecht: Franz hielt der

*) Ueberdieses wird auch von einigen erzählt, daß ihn der Pabst, als die heilige Ligue errichtet wurde, von welcher wir in der Folge Nachricht erhalten werden, von der Verbindlichkeit, den madrider Frieden zu halten losgesprochen habe. In diesem Falle wäre er ia dispensirt gewesen, die heiligsten Pflichten zu brechen!!

den Frieden nicht, und das ist nach der strengen Regel nicht zu loben: Aber Karl konnte es nicht anders erwarten, weil er ihn auf eine zu unwürdige Weise behandelte.

Wir kehren nun wieder auf einige Zeit zu denjenigen Begebenheiten zurük, die während dieses Kriegs mit Frankreich sich innerhalb des deutschen Reichs zutrugen. Und unter diesen verdient die Geschichte Franzens von Sickingen allerdings angemerkt zu werden, ob sie gleich eigentlich nur eine Privatbefehdungsgeschichte ist. *) Franz von Sickingen war ein edler deutscher Ritter, bieder, klug, und tapfer, aber voll des Geistes der Fehdezeiten, und bereit, eher den Landfrieden zu stören, und mit Kaisern und Königen zu brechen, als sein gegebenes Wort nicht zu erfüllen. Schon unter der Regierung Maximilians des ersten bekam er Händel mit der Reichsstadt Worms. Die Wormser hatten die Güter eines seiner Schuzverwandten mit Arrest beschlagen; Sickingen aber nahm sich desselben so wirksam an, daß er es sogar wagte, die Stadt zu belagern, und es fehlte wirklich nicht viel, daß er sie nicht gar erobert hätte. Der Kaiser Maximilian behandelte ihn, als einen Friedensstörer, und erklärte ihn in die

Acht:

*) Vorzüglich da wir zu einer Zeit leben, in der die alten deutschen Rittergeschichten so gern in Balladen verfaßt, und aufs Theater gebracht — aber leider! oft so iämmerlich verhunzt werden.

Acht: ließ sich aber nachher doch bewegen, daß er die Acht aufhob und ihn sogar in seine Dienste nahm. Sickingen, ein tapferer und erfahrner Krieger, leistete von dieser Zeit an dem Kaiser Maximilian, und auch Karln dem V. gute Dienste. Aber unter der Regierung dieses Kaisers bekam er eine neue Fehde mit dem Kurfürsten von Trier, wovon die Ursache folgende war. Er hatte für zwei gefangene Trierische Unterthanen Bürgschaft geleistet, daß sie zu ihrer Auslösung innerhalb sechs Wochen 5000 Goldgulden zahlen sollten. Da sie nun durch Sickingens Bürgschaft frei geworden waren, verbot ihnen der Kurfürst Richard von Trier, die benannte Summe zu bezahlen. Sickingen, der sich vermöge der Gebräuche der Fehdezeiten entweder denjenigen denen er die Bürgschaft geleistet, zum Einlager stellen, oder die Bezahlung mit Gewalt eintreiben muste, trug kein Bedenken, den Kurfürsten feindlich anzugreifen. Der Kaiser war eben damals nicht im Reich gegenwärtig, und das Reichsregiment erklärte Franzen von Sickingen, als einen Landfriedensstörer, in die Reichsacht. Kur-Trier, Pfalz und Hessen vereinigten sich wider ihn, und giengen ihn mit gesammter Macht zu Leibe. Er ward von den Völkern dieser verbundnen Fürsten in seinem Schlosse belagert, das Schloß zur Uebergabe gezwungen und er selbst gefangen, nachdem er sich tapfer gewehrt und gefährlich verwun-

det

det worden, so daß er zween Tage nach der Eroberung des Schlosses an seinen Wunden starb. *)

Auch hatte sich seit einiger Zeit das Landvolk in Schwaben gegen ihre Herrschaften empört, von welchen sie ihrer Meinung nach zu sehr bedrängt wurden. Schon zu Anfang des Sechszehnten Jahrhunderts hatten sich diese Unruhen geregt, die in der deutschen Geschichte unter dem Namen des Bauernkriegs bekannt sind, und die Bauern welche sich weigerten, die bisherigen Frohndienste ferner zu leisten, hatten verschiedne Bündnisse wider ihre Landesobrigkeiten geschmiedet, man hatte aber immer gewust ihnen zu begegnen und sie zur Ruhe zu bringen. Endlich brach im Jahr 1524. das Unwesen vollends los, so daß das Reichsregiment mit allen seinen Gegenanstalten wenig ausrichten konnte, und Unordnung und Verheerung sich immer weiter ausbreitete, und überhand nahm. Das aufgebrachte Volk kündigte ihren Landesherren öffentlich den Krieg an, und manche, die ihnen in die Hände geriethen wurden jämmerlich mißhandelt und grausam hingerichtet. Das schlimmste hierbei war, daß die Lutherische Lehre, oder wie sie sich ausdrükten, das

Evan-

*) SLEIDAN L. III. p. 47. H. Th. LEODII Narratio de Francisci a Sickingen reb. gestis et calamitoso obitu, ab FREHER T. III. Acta Sickingica ap. SCHARD T. III. ab HONTHEIM hist. Treuir. diplomatica, T. II. n. 973. et 979.

Evangelium mit zu einem Vorwande dieser Empörung dienen muste. Die Gewissensfreiheit, die Luther lehrte suchten sie in der Freiheit von Frohndiensten und Anlagen, und Luther selbst vertheidigte vergebens die Rechte der Fürsten und Herren, und vermahnte umsonst zum Frieden. Seine Feinde, die ohnehin alles aufsuchten, wodurch sie ihn verhaßt zu machen glaubten, wendeten alle Kräfte an, die Welt zu bereden, deß er an diesen Aufruhr mit Schuld habe, und die rebellischen Bauern, denen es nicht so wol um das Evangelium, als um die Befreiung von den ihnen so beschwerlichen Diensten zu thun seyn mochte, gaben seinen Ermahnungen auch wenig Gehör. Thomas Münzer, ein verwegner Bube, war es, der ihnen das Evangelium predigte, das sie gerne hörten, und der durch die Reden die er an sie hielt, den tollen Fanatismus des einfältigen durch schwere Dienste geplagten und derselben überdrüßigen Volks aufs höchste trieb. Er und sein Gehülfe, Namens Pfeifer, lehrten sie, daß Christen von niemand als von Gott abhangen sollten, und daß es unbillig sei, der weltlichen Obrigkeit zu gehorchen und zu frohnen. Ihren Vortrag unterstüzten sie durch Erzählung erdichteter Erscheinungen und Träumereien, die sie für göttliche Eingebungen ausgaben. Auf diese Weise brachten sie es dahin, daß ihnen die misvergnügten Bauern schaarenweise nachzogen, und unter

ihrer Anführung allenthalben die ärgsten Schandthaten verübten. Als endlich das Uebel immer ärger wurde, und sich der Krieg und die Verwüstung von Schwaben aus, wo er angefangen hatte, bis nach Thüringen zog, verbanden sich der Kurfürst von Sachsen, die Herzoge von Sachsen und Braunschweig, und der Landgraf von Hessen mit einander, diesem landverderblichen Unwesen mit Gewalt zu wehren. Sie zogen mit vereinigter Macht dem Thomas Münzer, der sich mit einem Heer seiner Bauern bei Frankenhausen gelagert hatte, entgegen, und liessen ihnen anfangs Begnadigung anbieten, dafern sie die Waffen niederlegen, und sich zur Ruhe begeben würden. Da aber Münzer und sein Schwarm alle Vorschläge zur Güte hartnäkig verwarf, so kam es endlich zur Schlacht. *) Die Bauern wurden überwunden, und ihrer an die 5000 blieben auf der Wahlstatt: Münzer aber, und sein Gehülfe, Pfeiffer wurden gefangen, und beide zu Frankenhausen enthauptet. Solchergestalt wurden fernern Zerrüttungen, die aus diesem gefährlichen Aufstande noch hätten entstehen können, wiewol durch grosses Blutvergiessen, endlich Schranken gesezt. **)

Wir

*) A. C. 1525.

**) GNODALII hist. tumultuum rusticorum, ap. SCHARD. T. II. p. 1031. H. Th. LEODII hist. sedit. rusticanae, ap. FREHER. T. II. p. 283.

Wir wissen bereits die Geschichte der Besitznehmung von Preussen durch den deutschen Orden. Unter der Regierung Friedrichs des III. hatte sich die Krone Polen Westpreussens bemächtigt. Der übrige ostliche Theil des Landes war dem deutschen Orden gelassen worden, doch als ein Lehen der Krone Polen. Der deutsche Orden hatte zwar alles angewendet sich dieser Lehnspflicht zu entledigen, allein Polen war ihm immer zu mächtig. In dem Zeitraum dessen Geschichte wir gegenwärtig vor uns haben, war Albrecht, Markgraf von Brandenburg Hochmeister des deutschen Ordens. Dieser weigerte sich zwar, so wie seine Vorfahrer, die Lehnsherrlichkeit von Polen zu erkennen; da er aber darüber in einen Krieg mit dieser Krone verwickelt wurde, und ihre Ueberlegenheit fühlte, ließ er sich mit dem König Sigmund dem I. von Polen in Traktaten ein, deren Abschluß zwar seinen Privatvortheil beförderte, hingegen dem Orden, dessen Hochmeister er war, vielen Nachtheil brachte. Er verglich sich nämlich mit dem König Sigmund dahin, daß er zwar Ostpreussen von der Krone Polen zu Lehen nehmen wollte, aber nicht im Namen des Ordens, sondern für sich, und seine Erben, als ein Herzogthum. Er vermählte sich hierauf mit einer Prinzeßin König Friedrich des I. von Dänemark, um sich durch Verbindung mit einem mächtigen König sowol, als vermittelst des polnischen

nischen Schutzes gegen dem deutschen Orden zu sichern, von welchem er sich leicht vorstellen konnte, daß er den Verlust eines beträchtlichen Landes nicht mit gleichgültigem Blik ansehen würde. Der Orden wählte Dietrich von Cleen, und nach ihm **Walter von Kronberg** zu Hochmeistern, welche ihre Klagen und Beschwerden über den Markgrafen Albrecht bei dem Kaiser, wiewol fruchtlos anbrachten. Einige sagen zwar, der Kaiser habe Markgraf Albrechten in die Reichsacht erklärt: da sie aber dabei eingestehen müssen, es sei diese Acht, entweder weil man sich für einem Krieg mit Polen scheute, oder aus andern Ursachen nicht zur Vollziehung gebracht worden, so ist es beinahe eben so viel, als ob die Erklärung derselben gar nicht ergangen wäre. Daß übrigens der Kaiser gar nicht geneigt gewesen, streng gegen Albrechten zu verfahren, sieht man schon aus seinem Betragen gegen **Waltern von Plettenberg**, den Heermeister des liefländischen Ordens der Schwertbrüder oder Schwertträger, (ensiferorum) welcher Orden bereits erzähltermassen mit dem Deutschen in Verbindung getreten war. Dieser folgte dem Beispiel des Markgrafen, hob die bisherige Verbindung seines Ordens mit dem Deutschen auf, machte sich zum Herrn des Landes, in welchem er bißher als Heermeister seines Ordens regiert hatte, und ward von Karln dem V. in den Fürstenstand erhoben.

Beide, sowol der Markgraf Albrecht als er, waren der lutherischen Lehre günstig, und führten dieselbe in ihren Landen ein, so wie sie sich überhaupt Mühe gaben, die Wissenschaften, und eine aufgeklärtere Denkungsart, unter ihren Unterthanen empor zu bringen. Albrecht stiftete unter andern in dieser Absicht zu Königsberg eine Universität.

Der Pabst Hadrian der VI. war indessen mit Tode abgegangen und Klemens der VII. an seine Stelle getreten. Dieser betrachtete die immer zunehmende Ausbreitung der lutherischen Lehre mit äusersten Unwillen. Vorzüglich war er mit dem Kaiser unzufrieden, weil dieser gegen Luthern und seine Anhänger nicht so strenge und gewaltthätig verfuhr, als er es wünschte und verlangte. Endlich brachte er es dahin, daß der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg ausschrieb, der aber weil wenige von den Ständen erschienen, verschoben, und auf das Jahr 1525. nach Speier verlegt wurde.

Beide Religionsparteien fiengen schon damals an, mißtrauisch gegen einander zu werden. Man merkte es aus allen Bewegungen der päbstlichen Partei, daß ihr Hauptplan wäre, den Fortgang der lutherischen Lehre nicht nur zu verhindern und ihr Gränzen zu sezen, sondern auch, wo möglich, der ganzen Geschichte mit Gewalt ein Ende zu machen. Dies veranlaßte die lutherischen Fürsten

ihr

ihr erstes Schuzbündniß zu Torgau zu errichten *) welches die Maasregeln, die der Kaiser und die päbstliche Partei auf dem Reichstag zu Speier gegen sie zu nehmen beschlossen hatten, grosentheils vereitelten. Von ienem torgauer Bündniß sowol, als von den Handlungen auf dem Reichstag zu Speier im Betref der Religion, werden meine Leser im fünften Bändchen dieser Geschichte, welches der Reformationshistorie eigentlich gewidmet ist, nähere Nachricht erhalten. Füritzt bemerken wir blos, daß der Reichstag zu Speier, so ernstlich es auch die Gegenpartei vermeinte, dennoch keine besonders gefährlichen Folgen für die sich immer weiter ausbreitende Reformation gehabt hat. Ein innerlicher Krieg im deutschen Reich war allemal unvermeidlich, wenn man dieienigen Fürsten und Stände, welche die lutherische Lehre angenommen hatten, und vertheidigten, hätte mit Gewalt unterdrücken wollen; und zu diesem hatte Karl der V. zur Zeit noch keine Lust. Denn ausserdem, daß die Türken Ungarn und den Gränzen des deutschen Reichs einen Einfall drohten, gegen welche er der Hülfe der deutschen Reichsstände bedurfte, so war auch der Krieg mit Frankreich in Italien von neuen ausgebrochen.

Der König Franz der I. von Frankreich konnte sich nämlich, wie bereits gemeldet worden, un-

*) 1526. 2 Mai.

möglich dazu verstehen, so harte Bedingungen, als ihm im madrider Frieden waren vorgeschrieben worden, zu erfüllen. Er ließ seine Absicht bereits bald nach seiner Befreiung sehr deutlich merken, und suchte nichts eifriger, als sich in Italien eine Partei zu machen, und Bundsgenossen anzuwerben, die ihm nüzlich seyn konnten. Diese fand er bald an dem Pabst Klemens dem VII. und dem Herzog Franz Sforza von Mailand. Der erstere war dem Kaiser nicht gewogen, weil er seiner Meinung nach in den Religionsangelegenheiten in Deutschland zu saumselig zu Werke gieng, und weil er die Macht des Kaisers in Italien mit scheelen Augen betrachtete, und nicht ohne Grund befürchtete, daß sie ihm dermaleinst gefährlich werden dürfte. Der andre aber war zwar nach Endigung des ersten italiänischen Kriegs gegen Frankreich von Karln den V. mit dem Herzogthum Mailand belehnt worden, aber den völligen Besiz desselben, mit dessen Erlangung er sich schmeichelte, hatte er nicht erhalten. Zu diesen beiden gesellte sich auch die Republik Venedig und Florenz, welchen die zunehmende Macht des Kaisers manche Sorge machte. Diese schlossen nun miteinander zu Coignac (in Angoumois, einer Provinz in Frankreich) einen Bund, den sie die heilige Ligue, oder den heiligen Bund nannten, und verglichen sich mit einander über folgende Punkte: Erstlich wolle man den Kaiser ersuchen, die bei-

den

den französischen Prinzen die er als Geiseln bei sich hatte, loszugeben, den Herzog Franz Sforza in den Besiz des Herzogthums Mailand zu sezen, und alles in Italien wieder in dieienige Verfassung, in der es vor dem Kriege gewesen, zu restituiren. *) Würde aber der Kaiser sich weigern dieses zu thun, so sollte man eine vereinigte Bundesarmee gegen ihn marschiren lassen, und erstlich aus Oberitalien, dann aber auch aus dem Königreich Neapel veriagen. Sollte dieses Königreich erobert werden, so sollte es bei dem päbstlichen Stule verbleiben, doch gegen eine iährliche Abgabe von 75000 Goldgulden, welche der Pabst an die Krone Frankreich bezahlen sollte. Endlich sollte der König Heinrich der VIII. von England ersucht werden, der Beschüzer dieses Bunds zu seyn. Heinrich der VIII. ließ sich auch willig finden, diese Rolle zu übernehmen, und er war auch wirklich damals der wichtigste unter den Feinden des Kaisers. Er schloß mit dem König Franz dem I. ein Bündniß, in welchem er seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagte, und sich ver-

 band,

*) Es ist lächerlich, daß die Wiederherstellung des Friedens in Italien der Vorwand dieses Bundes seyn muste, da es alle Umstände gaben, daß eher ein langedauernder Krieg, als ein baldiger Friede dadurch bewirkt werden konnte. Indessen ward es freilich doch eher Friede, als es die Bundsgenossen der heiligen Ligue wünschten und vermutheten.

band, den Kaiser, falls er die Auslieferung der beiden französischen Prinzen nicht bewilligen würde, gemeinschaftlich mit ihm anzugreifen.

Karl der V. von dem voraus zu vermuthen war, daß er in die Vorschläge und Forderungen, die von Seiten dieses Bundes an ihn gemacht wurden, nicht willigen würde, hatte also eine beträchtliche Anzahl verbundener Feinde gegen sich. Er wuste aber sein Betragen gegen dieselben auf eine Art einzurichten, die ihm Ehre macht. Er wartete nicht den Zeitpunkt ab, da sie mit vereinigten Kräften auf ihn losgehen konnten, sondern suchte sie zu trennen, um mit ihnen einzeln desto ehender fertig zu werden. So bald er die erste Nachricht von dem Bündniß zu Coignac erhalten hatte, befahl er dem bereits erwähnten Karl von Bourbon, der mit einem kaiserlichen Heer in Oberitalien stand, über seine kleinern Feinde, den Pabst, und die italiänischen Staaten herzufallen. Dieser grif zu erst den Herzog von Mailand an, eroberte das ganze Herzogthum, und vertrieb ihn daraus. Hierauf machte er Anstalt, bei dem heiligen Vater einen Besuch abzulegen. Er zog mit seiner Armee, unter welcher eine ziemliche Anzahl Deutsche sich befanden, die noch überdieses zum Theil Lutheraner waren, auf Rom zu, woselbst ein allgemeiner Schrecken entstand, als dieses Heer, das die Stadt schon in Gedanken plünderte, sich der Stadt näherte, weil

alles

alles sich in der schlechtesten Verfassung zu einiger Gegenwehr befand. Der Pabst sprach zwar den Bannfluch über Karln von Bourbon und seine Armee aus: allein dieser bekümmerte sich nichts darum, und sezte seinen Marsch fort, bis er endlich vor Rom anlangte. Der Pabst, der in der Eile einiges Volk zusammengeraft hatte, wollte ihm doch den Einmarsch verwehren, und verschloß ihm die Thore. Hierauf faßte Karl den Anschlag, die Stadt zu bestürmen. Dieses geschahe auch wirklich im Jahre 1527. den 6 Mai, an welchem Rom von dem kaiserlichen Heere mit Sturm erobert ward. Aber der tapfere General dieses Heers, Karl von Bourbon, verlohr in dieser Aktion das Leben. *) Der Pabst flüchtete sich mit einigen Kardinälen und vornehmen Römern in die Engelsburg und überließ die Stadt der Willkühr des kaiserlichen Kriegsvolks.

*) Er war der erste der die Sturmleiter hinanstieg, wurde aber von einer Kugel getroffen, und stürzte herunter. Hierauf befahl er einem seiner Leute, daß man ihn mit einem Mantel bedecken, und die Nachricht von seinem Tode nicht sollte unter der Armee bekannt werden lassen bevor die Stadt erstiegen wäre. Ja er soll einigen, die nach ihm fragten, noch unter dem Mantel geantworten haben: Karl von Bourbon ist schon in Rom. — Andere erzählen, die stürmenden Soldaten hätten, da sie ihren General fallen sahen, den Angrif mit der grösten Hize fortgesezt, bis sie endlich, ohngeachtet der starken Gegenwehr, Meister von der Stadt wurden.

Hier können uns nun die päbstlichgesinnten Geschichtschreiber den Jammer der Stadt Rom nicht genugsam schildern. Sie beklagen sich in dem bittersten Tone über die in dieser Hauptstadt der Christenheit, vor den Augen des heiligen Vaters von dem deutschen Heere verübten Schandthaten und Grausamkeiten. Sie schreiben den Tod Karls von Bourbon, und eine ansteckende Seuche, die sich nachher unter dem Heere äuserte, der göttlichen Rache zu, welche die Plünderung eines so heiligen Orts nicht ungestraft lassen konnte. Man muß auch gestehen, wenn man die historischen Berichte von dieser Eroberung und Plünderung Roms ließt, daß es die Soldaten ziemlich arg machten. Die Stadt wurde geplündert, die Vornehmen der Stadt auf die Folter gebracht, weil man Geheimnisse des römischen Hofs von ihnen zu erfahren vermeinte. Weder heilige noch andre Gebäude wurden mit der Plünderung verschont und der Pabst in seiner Engelsburg von den betrunkenen Lanzknechten auf die muthwilligste Art verspottet. *)

Indeß

*) Unter andern melden die Berichte, daß die deutschen Lanzknechte die päbstlichen Processionen kopirt, und einen aus ihrem Mittel wie einen Pabst ausgekleidet hätten. Der gab unterwegs, nach Gewohnheit der Päbste dem Volk den Segen, ritte endlich für die Engelsburg, zechte daselbst mit seinen Kameraden die ihn begleiteten tapfer herum, und brachte dem gefangenen Pabst auch eins zu. Hierauf

Indessen stellte sich der Kaiser zu Madrid, als ob er von allem was vorgegangen war, nicht die geringste Nachricht erhalten, vielweniger Befehl dazu gegeben hätte. Er bedauerte sogar das Schiksal des Pabstes, und stellte sich sehr betrübt darüber. Es läßt sich leicht denken, daß die ganze Betrübnis lauter Verstellung gewesen sei.

Den fernern Verlauf und das Ende dieses Kriegs in Italien wollen wir, weil er mehr zur italiänischen als deutschen Geschichte gehört, nur in seinem Hauptinnhalte erzählen. Nachdem der König Franz das Schiksal seines Bundsgenossen des Pabstes in Erfahrung gebracht hatte, schikte er ein zahlreiches Heer unter dem Herrn von Lauterec nach Italien. Die Absicht dieses Feldzugs war die Eroberung des Königsreichs Neapel, wodurch man die Befreiung des Pabstes zu bewirken hoffte. Der Kaiser, dem diese Absicht der Franzo-

auf ließ er die Seinigen angeloben, daß sie alles was er ihnen befehlen würde, treulich befolgen wollten. Endlich rief er: den Martin Luther will ich zu meinem Nachfolger ernennen, und ihm das Pabstthum schenken, daß er es nach Gefallen reformire! Worauf der Haufe gerufen: Es lebe Luther, der Pabst! — Lauter Beleidigungen, die so läppisch und strasseniungenmässig sie auch waren, doch den Pabst empfindlich kränken musten. Cf. GROLLIER. hist. expugnatae et direptae urbis Romae per ex ercitum Caroli V. Paris. 1538. 4. et ap. SCHARD. T. II. Narratio historica de expugnatione urbis Romae &c. annexa ARETINI Pornodidascalo, a *Casp. Barthio* latine uerso, (1610. 8.)

sen nicht unbekannt war, suchte ihnen zuvorzukommen, und fieng selbst an, mit dem gefangenen Pabste zu traktiren. Sie kamen auch endlich überein, daß der Pabst gegen eine Summe von 37000 Kronen, welche der Kaiser zur Besoldung seiner Truppen anwenden wollte, aus der Gefangenschaft befreit werden sollte, auch wurde der Abzug der kaiserlichen Truppen aus Rom und einige andre Punkte von beiden Theilen bedungen. Allein da man es am wenigsten vermuthete, ersahe der Pabst die Gelegenheit, zu entwischen, und kam in der Verkleidung eines Kaufmanns nach Orvieto. Nun war also aus diesen Traktaten nichts geworden. Die Könige von Frankreich und England kündigten hierauf dem Kaiser den Krieg förmlich an, und **Lauterec** verfolgte seine Siege in Italien. Doch konnte er seinen Plan, das Königreich Neapel zu erobern, nicht zur Wirklichkeit bringen, und belagerte die Hauptstadt desselben vergeblich. **Andreas Doria**, *) einer der größten Seehelden dieser Zeiten, ein Genueser, der die Flotte Karls des V. kommandirte, entsezte die Stadt glücklich. **Lauterec** starb an der unter

*) Dieser Doria hätte sich mit Hülfe des Kaisers leicht zum Oberherrn in Genua aufwerfen können: er bat aber vielmehr bei demselben für die Freiheit seines Vaterlandes. Die Genueser errichteten ihm deswegen eine Ehrensäule, mit der Aufschrift: Andreae ab Aurea, qui *cum princeps esse posset*, ciuis manere uoluit.

ter seinem Heere eingerissenen Pest. *) Doria aber befreite auch seine Vaterstadt Genua von den Franzosen. Der König derselben unternahm zwar 1529. einen abermaligen Feldzug nach Italien; er war aber wieder nicht glüklich, und da er einzusehen begunte, daß er sich durch seine kriegerischen Unternehmungen selbsten mehr schadete, als nüzte, wünschte er den Frieden eben so sehr als der Kaiser. Der leztere verglich sich noch in dem angezeigten Jahre mit den Pabst, und bald darauf kam auch der Friede zwischen dem Kaiser und den Königen in Frankreich und England zur Richtigkeit.

Der Friede zwischen dem Kaiser Karln dem V. und dem König von Frankreich, der zu Cambrai geschlossen wurde erhielt den Namen des Friedenstraktats der Damen, (traité des Dames:) weil zwo Prinzessinnen ihn zu Stande brachten. **) Diese waren Margaretha von Oesterreich, Tante des Kaisers und Gouvernantin der Niederlande, und die bereits erwähnte Louise, Madame de Savoye, die Mutter Franzens des I. Die Hauptbedingungen desselben waren, daß sich der Kaiser seiner Ansprüche auf Burgund begeben, der König Franz hingegen was er noch im Mailändischen und Neapolitanischen besäße, ingleichen die Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern, an den Kaiser abtreten sollte. Für die beiden französischen Prinzen, welche dem Kaiser nach

*) 1528. 14 Aug.

**) A. C. 1529. 5 Aug.

nach dem madrider Frieden als Geiseln waren ausgeliefert worden, sollte ein Lösegeld von 2 Millionen Ecus d'or bezahlt und die Vermählung des Königs Franz mit der Königin Eleonora von Portugal vollzogen werden. Im Grunde war es dem König Franz mit diesem Frieden so wenig Ernst, als mit den ersten: allein er war durch den Krieg erschöpft und muste Zeit zu gewinnen suchen, um neue Kräfte zu sammeln. Der Kaiser hingegen hatte das Ende des Kriegs gewünscht, um die Religionsangelegenheiten mit Ernst untersuchen, und seinem Bruder desto kräftigern Beistand wider die Türken leisten zu können.

Der Erzherzog Ferdinand hatte nämlich sein Erbrecht auf das Königreich Ungarn und Böhmen, nach dem Tode König Ludwigs des II. der in der für die Christen unglüklichen Schlacht bei Mohacz *) das Leben verlor, und dessen Schwester er zur Gemahlin hatte, behauptet. Die ungarischen Stände wollten ihm aber nicht zugestehen, daß ihr Reich ein Erbreich wäre: doch bequemten sie sich endlich ihn zu wählen, und also unter dem Vorwande einer freien Wahl für ihren König zu erklären. In Böhmen hingegen wurde er ohne den geringsten Widerspruch zum König gewählt. Als er aber dahin abgieng, hätte er beinahe Ungarn darüber verloren. Der Woiwod von Siebenbürgen, Johann von Zapolia, der schon lange nach der unga-

*) A. C. 1526. 29 Aug.

ungarischen Krone getrachtet hatte, gedachte von Ferdinands Abwesenheit Vortheil zu ziehen, und machte sich unter den ungarischen Magnaten eine grosse Partei, von welcher er auch 1527. zu Tokay zum König von Ungarn gewählt ward. Ferdinand kam zwar auf erhaltne Nachricht hievon mit einer Armee nach Ungarn, war auch gegen den Johann von Zapolia allenthalben glüklich, und nöthigte ihn nach Polen zu flüchten. Allein der Sieg, der seinen Waffen folgte, konnte ihm doch den ruhigen Besiz des ungarischen Reichs noch nicht versichern. Da Johann von Zapolia sahe, daß ihm Ferdinand zu mächtig war, unterwarf er sich dem türkischen Sultan Soliman, und versprach, sein Vasall zu werden, wenn er ihm zum Besiz des Königreichs Ungarn behülflich seyn würde. Soliman nahm ihn in Schuz, schikte ihn mit einer Anzahl Truppen voraus nach Ungarn, und folgte ihm in Person mit einem Heer von 150000 Mann nach. Die Türken eroberten Ofen, und drangen endlich gar in das deutsche Reich ein, und belagerten Wien. *) Diese Belagerung muste Soliman zwar, nachdem er einen ansehnlichen Verlust an Volk erlitten, wieder aufheben; allein dieses hinderte ihn nicht, daß er nicht nach seinem Abzug aus Deutschland den Johann von Zapolia für den rechtmässigen König von Ungarn erklärte. Er war auch gegen den

*) A. C. 1529. im Sept.

den König Ferdinand glücklich, und trieb ihn zurük, da er Ofen wieder erobern wollte. Ferdinand suchte Friede mit dem türkischen Sultan zu machen, den aber dieser ausschlug, und sich vielmehr zu einem neuen Feldzug mit aller seiner Macht rüstete.

Diese Türkengefahr war es hauptsächlich, welche den Kaiser antrieb, mit den Königen von Frankreich und England Friede zu machen. Inzwischen waren es auch die Religionsangelegenheiten, die ihm sehr viel zu schaffen machten. Besonders ereignete sich ein Fall, der in Deutschland sehr viel Aufsehen machte. **Otto von Pack**, Rath und Vicekanzler des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen, eines eifrigen Anhängers der römischen Kirche, begab sich von dem Hofe dieses Herrn hinweg und zu dem Landgrafen von Hessen. Diesem entdekte er, daß einige katholische Fürsten namentlich der König Ferdinand, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, nebst den Bischöfen von Würzburg und Bamberg, und den Herzogen von Sachsen und Baiern zu Breslau einen geheimen Bund errichtet hätten, Kursachsen und Hessen feindlich anzugreifen und mit Gewalt zu zwingen, daß sie die Reformation abstellen, Luthern ausliefern, und das Religionswesen in den vorigen Stand sezen müsten. Er brachte ihm auch die Bundesformel abschriftlich, und erbot sich sogar, das Original aus der Hofkanzlei des Herzogs

zogs Georg herbei zu schaffen. Der Landgraf Philipp wurde über diese Nachricht äusserst aufgebracht. Er schlos sogleich mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Weimar ein Schuzbündniß wider die katholischen Fürsten, die ihm Otto von Pack nahmhaft gemacht hatte, und rüstete sich unter der Hand zu einem Kriege, von welchen ihm der friedfertig gesinnte Kurfürst von Sachsen vergeblich abrieth. Nachdem er ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, grif er das Erzstift Mainz und das Bißthum Bamberg feindlich an, erklärte sich, daß er die feindseligen Gesinnungen der Katholischen gegen die Evangelischen ahnden müsse, und berief sich auf seine erhaltnen Nachrichten vom Breßlauer Bunde. Aber so wol der Herzog Georg als die übrigen dabei intereßirten Fürsten erklärten den Otto von Pack für einen Verläumder, und versicherten den Landgrafen, daß an der ganzen Sache nichts sei. Dieser muste sich auch am Ende damit beruhigen, weil Otto von Pack nicht im Stande war, das Original der Bundesformel versprochenermassen zu liefern. Er verglich sich also mit den katholischen Fürsten, und Mainz, Würzburg und Bamberg machten sich in dem Vergleiche anheischig, ihm 100000 Gulden für die Kriegskosten zu bezahlen. Auf diese Weise ward dießmal ein innerlicher Krieg in Deutschland noch glüklich, so zu sagen, im ersten Keim erstikt.

Nach-

Nachdem auf diese Weise den Kriegsunruhen vorgebeugt worden, drang Herzog Georg von Sachsen auf eine Untersuchung der pakkischen Aussage. Was dem Unglüklichen am meisten zur Last fiel, war, daß er das vorgebliche Original des Breslauer Bündnisses, nicht wie er gesprochen hatte, herbei schaffen konnte. Er suchte sich zwar damit zu entschuldigen, daß ihm durch allzuzeitige Bekanntmachung der Sache alle Gelegenheit, seinem Versprechen nachzukommen, abgeschnitten worden sei: allein der Landgraf Philipp war nun nicht mehr geneigt, ihn unter seinem Schuz und an seinem Hofe zu behalten, und er muste schon sehen, wo er gegen die Verfolgungen der Fürsten, die er des Breslauer Bündnisses beschuldigt hatte, eine Freistätte finden könnte. Er trieb sich zwar einige Jahre in verschiednen Ländern herum, da aber seine Feinde nicht müde wurden, ihn zu verfolgen, so wurde er endlich, da er sich von den Niederlanden aus nach England begeben wollte, entdekt, gefangen, und zu Antwerpen 1536. enthauptet. Er behauptete noch auf dem Blutgerüste die Warheit seiner an dem heßischen Hofe gemachten Anzeige; und es bleibt noch immer nicht völlig ausgemacht, ob diese gegründet gewesen oder nicht. Er fand in neuern Zeiten Vertheidiger, deren Apologien gewiß nicht seicht sind: *)

und

*) Wiedeburgs vermischte Anmerkungen, (Halle, 1751. 8.) n. 9.

und der Geschichtschreiber Sleidan, der die ganze Sache der eignen Beurtheilung eines jeden überläßt, *) bezeugt hierdurch genugsam, daß ihn ein grosser Theil seiner Zeitgenossen doch für einen Martirer der Warheit hielt.

Im Jahr 1529. hielt Karl einen Reichstag zu Speier, dessen wir bereits erwähnt haben. Hier sollte die Reichshülfe gegen die Türken bestimmt, andre Reichsangelegenheiten in Ordnung gebracht, und vorzüglich die Religionsstreitigkeiten beigelegt werden. Da dieser lezte Punkt der einzige ist, der den erwähnten Reichstag in der Geschichte Deutschlands merkwürdig macht, so soll an seinem Orte, in der Reformationsgeschichte mehr davon erzählt werden. Hier erwähnen wir blos, daß der gehoffte Erfolg dieser Reichsversammlung im Punkte der beizulegenden Religionsstreitigkeiten völlig verfehlt wurde. Der Kaiser war auf dem Reichstage nicht gegenwärtig, sondern befand sich in Italien. Hier brachte er seine Verträge mit dem Pabst, mit welchem er sich auch bei dieser Gelegenheit über die Religionssachen in Deutschland unterredete, ingleichen auch mit dem Herzog von Mai-

*) *Conceptum* quidem aliquid eius generis, (foederis scil. ut Vratislauiense ferebatur) *non autem ad finem perductum*, neque plane decretum fuisse *putatur*. Quod tamen nolim pro uero ponere, ac *suum cuique iudicium hic permitto.* SLEIDAN. lib. VI. p. 97. b. (ed. Arg. 1563. 8.)

Mailand und den Venetianern vollends ins Reine. Zu gleicher Zeit trug er es darauf an die Kaiserkrone aus den Händen des Pabsts zu empfangen. Seine doppelte Krönung als König von Italien und als Kaiser, erfolgte auch 1530. den 22 und 24. Febr. wiewol nicht an den gewöhnlichen Orten (denn die erstere sollte eigentlich zu Mailand oder Monza, und die zweite zu Rom vor sich gehen) sondern zu **Bologna**. *) Die in Italien geschlossenen Friedensverträge waren für den Kaiser ziemlich vortheilhaft, doch so daß auch der Pabst, wie viele Leser leicht vermuthen werden, nichts dabei verlor. Nun schrieb Karl einen abermaligen Reichstag nach **Augsburg** aus, auf welchem er sich, nebst seinem Bruder, und dem päbstlichen Botschafter, Kardinal **Rampegius**, in Person einfand. Auch dieser berühmte Reichstag gehört in Ansehung der auf demselben gepflognen Verhandlungen größtentheils in die Reformationsgeschichte.

Ausser den Religionssachen kam noch zu Augsburg die Türkenhülfe, und eine Verbesserung der Reichsgerichte in Vorschlag. In Ansehung der erstern wurde wegen Uneinigkeit der Stände wenig erspriesliches beschlossen. In Ansehung des Kammergerichts, und der Verbesserung der Mängel desselben wurden einige Veranstaltungen ge-

troffen,

*) H. C. AGRIPPA de duplici coronatione Caroli V. ap. SCHARD. To. II. p. 1256.

troffen, und das Reichsregiment hob der Kaiser, der damit umgieng, seinem Bruder, dem König Ferdinand von Ungarn und Böhmen, die Würde eines römischen Königs zu verschaffen, ganz und gar auf.

In dieser Absicht veranstaltete er eine Versammlung der Kurfürsten zu Kölln, fand aber in der Ausführung seines Plans ungleich mehr Schwierigkeiten vor sich, als er vielleicht vermuthete. Er suchte die Reichsstände durch die Vorstellung zu gewinnen, daß das deutsche Reich bei seiner öftern unvermeidlichen Abwesenheit unter dem Scepter eines römischen Königs am sichersten wäre, und daß Ferdinand in mehr als einem Betracht so wol des Throns würdig, als auch fähig sei, denselben zu behaupten. Allein dieienigen Fürsten und Stände, welche die lutherische Lehre begünstigten, besonders der Kurfürst von Sachsen, waren wenig geneigt, Ferdinanden zum römischen König zu wählen. So wol das Betragen des Kaisers gegen sie, auf dem Reichstag zu Augsburg, als die Grausamkeit, mit der er ihre Glaubensgenossen in den Niederlanden behandelte, hatten ihnen bereits deutlich gezeigt, was sie von ihm zu gewarten hätten: und Ferdinand hatte sich eben auch nicht als ein Freund der Lehren, die sie in Religionssachen angenommen hatten, bewiesen*)

*) Raupachs evangelisches Oesterreich (Hamb. 1732. 4.) Th. 1. p. 10. sqq.

Da sie nun aus diesen Gründen zum Theil dawider protestirten, so muste Karl endlich zu andern Mitteln, als zu blossen Vorstellungen seine Zuflucht nehmen, zumal, da selbst katholische Fürsten die römische Königswahl, die er in Vorschlag gebracht hatte, nicht begünstigen wollten. Doch gelang es ihm endlich die meisten, obschon mit vieler Mühe, und Geldaufwand *) zum Vortheil seines Bruders zu gewinnen. Ferdinand wurde wirklich 1531. zu Cölln zum römischen König gewählt, die Protestation Sachsens gegen diese Wahl mit einer Gegenprotestation von Seiten der übrigen Kurfürsten zurükgewiesen, und der neue König den 17 Januar des angeführten Jahrs zu Aachen mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt. So gab sich Karl der V. die äuserste Mühe, einen Vorsaz auszuführen, dessen Ausführung ihm von vielen Politikern für einen gewaltigen Staatsfehler angerechnet wurde. Er fand freilich auch wieder seine Vertheidiger, indessen ist es doch nicht zu läugnen, daß er nachmals andere Gesinnungen hegte, weil es die Geschichte ausdrücklich bezeugt, wie wir in der Folge vernehmen werden.

Uebrigens glaubten die Fürsten, die sich zur evangelischen Lehre bekannten, und denen Karls Macht

*) Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz empfieng für seine Stimme 80000 Gulden. Remer, Anm. zu Robertsons Geschichte Karls des V. B. II. p. 460.

Macht immer fürchterlicher wurde, nunmehr im Ernste darauf denken zu müssen, wie sie auf den Fall eines feindlichen Angrifs ihre Religion und Freiheit vertheidigen möchten. Sie errichteten also zu **Schmalkalden** *) ein Bündnis, des Innhalts; man wolle erstlich den Kaiser ersuchen, daß er sie nicht allein selbsten wegen der Religion nicht anfechten, sondern auch andrer ihrer Feinde Angriffe und Unternehmungen gegen ihre Religionsfreiheit mißbilligen und verbieten wolle; im Entstehungsfalle sähe man sich genöthigt sich selbsten zu vertheidigen. Dieser Bund mochte freilich der päbstlichen Partei äuserst misfällig seyn, indessen konnte gleichwol von Seiten des Kaisers nichts dagegen eingewendet werden, weil die Glieder des **schmalkaldischen** Bundes nur auf den Fall, da der Kaiser sich weigern würde, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten, entschlossen waren, sich mit Gewalt zu vertheidigen.

Wenn es auch nicht gegründet ist, was man insgemein behauptet, daß nämlich Karl die Uneinigkeit der deutschen Reichsstände, vorzüglich im Betref der Religion, insgeheim eher zu nähren als zu stillen und beizulegen gesucht habe, weil vielleicht sein Souverainitätsplan dadurch befördert werden konnte: so ist es doch gewiß, daß er in

 dem

*) Notel des schmalkaldischen Bundes, in Hortleders Handlungen und Ausschr. von den Ursachen des deutschen Kriegs, L. VIII. c. 7. p. 1498. sqq.

dem gegenwärtigen Zeitpunkte einsehen muste, er habe mit seinem offenbar zu harten Betragen gegen die Protestirenden auf dem Reichstage zu Augsburg seine Sachen nicht gut gemacht. Wenigstens war es eine der ersten Folgen davon, daß der Artikel wegen der Türkenhülfe, die er so nothwendig brauchte, nicht vollkommen hatte zur Richtigkeit gebracht werden können. Diese endlich zu bewirken, und den diesfalls begangenen Fehler einigermassen wieder gut zu machen, oder doch zu verkleistern, billigte der Kaiser den ihm von Kurmainz und Kurpfalz gethanen Vorschlag, über einen Religionsfrieden mit den protestantischen Ständen zu traktiren. Aus diesen Traktaten entstand der erste **Religionsfriede zu Nürnberg** *) von welchen im folgenden Bändchen ein Mehrers erzählt werden soll. Es war aber

*) KOELER de prima pace religiosa Norimbergensi, Alt. 1732. 4. Sleidan sagt deutlich, daß die Türkengefahr der Hauptgrund gewesen sey, warum man sich zu Nürnberg, so gut als sichs thun ließ, mit einander verglich. — *Licet summa rei* conciliari non posset, tamen, *quod irruente in Austriam Turca* necesse erat omnes undique uires contrahere, Caesar pacem publicam totius Germaniae sancit, et ne religionis causa cuiquam ulla molestia creetur, edicit, *ad usque concilii tempus*, aut, si nullum fiat, tantisper, donec per Ordines Imperii alia fuerit inuentaratio dissidium hoc sanandi. L. VIII. p. m. 134. a.

aber dieser Vertrag nicht auf einen beständigen Frieden eingerichtet, indem er sich einzig auf eine allgemeine Kirchenversammlung bezog, durch welche allen Beschwerden abgeholfen werden sollte. Uebrigens aber wurden dem Verfahren beider Parteien in Religionsangelegenheiten gewisse Gränzen gesezt, welche von keiner von beiden übertreten werden sollten. Es war also dieser Vertrag mehr auf einen Stillstand der wechselseitigen Irrungen, Feindseligkeiten und Beeinträchtigungen, als auf einen eigentlichen Frieden anzusehen. — Der Kaiser machte sich anheischig es bei dem Pabste dahinzubringen, daß er das so sehnlich gewünschte und erwartete Concilium binnen sechs Monaten ausschriebe, oder, dafern dieses nicht geschähe, selbst auf einem Reichstage mit Beirath der Stände die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen suchen wolle.

Der nürnberger Vertrag war für die Protestanten, wenigstens pro nunc et sic, sehr vortheilhaft, und der Kaiser erhielt endlich auf einem Reichstag, den er eben zu der Zeit, da der nürnberger Religionsvergleich geschlossen, ward zu **Regensburg** *) hielt, was er längst begehrt hatte, eine ansehnliche Türkenhülfe. Man giebt das Heer der Reichsvölker, das nach dem Schluß dieser Reichsversammlung gegen die Türken gestellt wurde, auf 200000 Mann stark an. Allein

*) A. C. 1532. 6 Jan.

lein die Gefahr war damals auch wirklich groß, und erforderte eine mächtige Hülfe, indem die türkische Armee noch zahlreicher war, an ihrem Sultan Soliman einen unternehmenden und tapfern Anführer hatte, und alles, wo sie hinkam, wie eine reissende Wasserflut überschwemmte. Auch durfte man sie eben nicht mehr in Ungarn aufsuchen, indem sie sich abermal den deutschen Gränzen genähert hatten, und weit in das Oesterreichische vorgedrungen waren.— Ausserdem wurden noch mehrere Reichsangelegenheiten, vorzüglich in Ansehung des Münz- und Polizeiwesens, ingleichen der Reichsmatrikel in Ordnung gebracht. Ingleichen kam daselbst die bekannte peinliche Halsgerichtsordnung *) Karls des V. zu

*) Man war långst damit umgegangen, eine solche Konstitution für das deutsche Reich bekannt zu machen. Die von der hier die Rede ist, war lange vorher von den in der politischen sowol als gelehrten Geschichte seines Jahrhunderts berühmten Freiherrn Johann von Schwarzenberg entworfen, und nachher auf dem regensburger Reichstage vollends ausgeführt und genehmigt. Vergl. Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 172. wo mehrere zur Geschichte der P. H. G. O. Karls des V. gehörige Schriften citirt sind. — Sie ist, ausser den grössern Sammlungen deutscher Reichskonstitutionen, in welche sie eingerükt ist, vielmals besonders abgedrukt, von mehrern deutschen Rechtslehrern mit Anmerkungen und Auslegungen erläutert worden, und wird noch an vielen Orten Deutschlands, wo Beccaria's

zu Stande. — Der Abschied dieses Reichstags, so nannte man damals, da noch kein immerwährender Reichstag im deutschen Reiche errichtet worden die von der Reichsversammlung verabredeten Verordnungen, weil sie allemal nach Entlassung der Versammlung publicirt wurden — wurde iedoch von Kursachsen, Hessen, und andern Reichsständen nicht angenommen, sondern dawider protestirt, weil weder des nürnberger Religionsfriedens noch der evangelischen Fürsten in demselben Erwähnung geschehen.

Indessen hatte der Kaiser in Ansehung des Hauptpunkts den er bei der Zusammenberufung dieser Reichsversammlung vor Augen gehabt, seine Absicht erreicht, und dieser zu Folge sollte es nunmehr über die Türken hergehen. Anfangs wollte Karl die zu diesem Feldzug bestimmte Armee selbst kommandiren: nachmals aber änderte er diesen Vorsaz, blieb aber doch zu Linz, um wenigstens in der Nähe zu seyn, und den Generalen seiner Armee die nöthigen Befehle ertheilen zu können. Beide Heere rükten in Steiermark *) zusammen, und die Türken erlitten eine grausame

caria's Philosophie der Kriminaliustiz noch nicht Applausus gefunden, bei peinlichen Urtheilssprüchen zum Grunde gelegt. Wer näher mit der Geschichte derselben bekannt seyn will, muß sich an das gründliche und vollständige Werk halten, welches der berühmte Herr Prof. Malblanc in Altorf erst vor kurzem über diesen Gegenstand herausgegeben hat.

*) A. C. 1532. 19 Sept.

Niederlage, so daß sich Soliman gezwungen sahe, einen sehr eilfertigen Rükmarsch mit seinem geschlagenen Heere anzutreten. Nun waren die Gränzen Deutschlands ziemlich gesichert, wenigstens auf einige Zeit: aber der König Ferdinand wünschte auch sein Ungarn, worinn die Türken immer noch sehr übel Haus hielten, von diesen Gästen zu befreien. Karl war auch nicht ungeneigt zu Gunsten seines Bruders einen Feldzug nach Ungarn zu machen, und vielleicht würde derselbe, wenn man nach einem so wichtigem Siege dem flüchtigen Feinde auf seinem Rückzug nachgerükt wäre, vortheilhaft für die Christenheit gewesen: allein der Kaiser ließ dennoch, auf die Vorstellungen einiger seiner Generals, das Heer auseinander gehen. *)

Nun begab er sich wieder nach Spanien. Unterwegs besprach er sich mit dem Pabst zu Bologna über das bald zu veranstaltende Concilium, welches den bisherigen Religionsstreitigkeiten ein erwünschtes Ziel sezen sollte. Allein die ganze Sache muste schon damals dem helldenkendern Theil der Nation beinahe lächerlich seyn, weil es

*) ISTHVANFII hist. regn. Hungar. l. XI. Sleidans Erzählung nach scheint es, der Kaiser habe selbst, wegen des nahen Winters nicht Lust gehabt, den Krieg weiter fortzusezen. — Cum pedem Turca retulisset, Caesar, *reiecta sententia eorum, qui persequendum hostem esse dicerent*, exercitum dimittit, *quod hiems iam suberat*. L. VIII. p. m. 135. a.

es am Tage lag, daß auf diese Weise nichts ausgerichtet werden würde. Denn erstlich waren noch viele Formalitäten zurük, welche beobachtet werden musten, ehe man eine allgemeine Kirchenversammlung halten konnte. Der Pabst muste es erst allen Häuptern der Christenheit zu wissen machen, sich ihre Einwilligung dazu ausbitten, und sie dazu einladen. Ueberdieses bestand der Pabst, wie gewöhnlich, halsstarrig darauf, daß das Concilium in Italien gehalten werden sollte: ein Umstand, der den protestirenden Fürsten, und ihrer Geistlichkeit unmöglich annehmlich seyn konnte. Hatte man doch an den kostnizer Concilium ein noch ziemlich neues Beispiel, was man sich von einem Concilium, wenn es auch im deutschen Reich gehalten werden sollte, zu versprechen habe? Und was konnten die Protestanten überhaupt von einer Versammlung erwarten, wovon der Pabst das Haupt war, dessen Interesse durch ihre Anhänglichkeit an eine Lehre, die seine Schazkammer mit einem beträchtlichen Verluste bedrohte äuserst gekränkt wurde? *)

Wäh-

*) Fra Paolo Sarpi (Ist. del Conc. di Trento c. 61.) Seckendorf. (in Hist. Lutheranismi, L. III. c. 71.) und Robertson (Gesch. Karls des V. B. II. p. 472.) messen dem Pabst die Schuld der Verzögerung des Conciliums allein bei; andre hingegen sezen hinzu, daß es dem Kaiser mit der Beschleunigung desselben auch kein Ernst gewesen. Vergl. Gesch.

Während der Abwesenheit des Kaisers brach ein neues Kriegsfeuer in Deutschland aus. König Ferdinands Besiznehmung der würtembergischen Lande, deren bereits Erwähnung geschehen ist, hatte schon vom Anfang mehrern deutschen Fürsten mißfallen, und der Herzog Ulrich, so verhaßt er auch ehedem wegen seiner unruhigen Gemüthsart gewesen seyn mochte, ward nun der Gegenstand eines fast allgemeinen Mitleidens. Er arbeitete auch mit seinem Anverwandten und Freunde, dem Landgrafen Philipp von Hessen gemeinschaftlich an einem Plane, wieder zum Besiz seines Landes zu gelangen, und man muß gestehen, daß die Gründe die er für sich anführen konnte, wenn sie auch nicht vermögend waren, die Beschuldigung des Landfriedensbruchs von ihm abzulehnen, und die Gesezmässigkeit der über ihn verhängten Acht zu widerlegen, doch den durch den schwäbischen Bund veranstalteten Verkauf der würtembergischen Lande, und die daraus erfolgte Besiznehmung Ferdinands, als ein widerrechtliches Verfahren in ihrer ganzen Blösse darstellten.

Gesch. des t. R. v. E. G. H. B. II. p. 174. — Es mag aber beiden Ernst gewesen seyn, oder nicht, so konnten die Protestanten leicht voraus sehen, wie wenig das Concilium zur Befriedigung ihrer und der Gegenpartei, und zur Herstellung der Einigkeit der Kirche beitragen würde.

ten. *) Allein in der Lage, in welcher sich die Sachen damals befanden, war mit den triftigsten Gründen und mit den bündigsten Deduktionen doch immer wenig oder nichts ausgerichtet. Man sahe sich also genöthigt durch politische Wendungen, und durch die Gewalt der Waffen eine Revolution zu bewirken, und der günstige Zeitpunkt hierzu schien den Freunden des Herzogs Ulrich nunmehr gekommen zu seyn. Das wichtigste Hinderniß, das ihnen im Wege stand, war der schwäbische Bund, man machte einen Versuch, denselben zu trennen, und dieser Versuch gieng glüklich von Statten. Schon die Religionsstreitigkeiten waren Ursache, daß die vornehmsten Glieder des Bundes unter sich uneinig waren, und die Einwirkung Frankreichs, dessen Bemühungen unaufhörlich dahin giengen, den Kaiser zu kränken, und seine Macht zu schwächen, nährte diese Uneinigkeit. Endlich ersuchte Philipp von Hessen, der ein Mitglied des Bundes war, nebst einigen andern Fürsten den König Ferdinand um die Rükgabe der würtembergischen Lande an den Herzog Ulrich, und erklärte sich, im Verweigerungsfalle, dem Bunde zu entsagen. Da ihnen nun die Restitution abgeschlagen ward, trennte sich Philipp wirklich vom Bunde. Ein gleiches that selbst Mainz, Trier, und Baiern, welche sich erklärten, daß sie, falls nicht das Herzogthum Würtemberg an

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 177.

an seinen rechtmässigen Besizer zurükgegeben würde, dem Bunde ihren fernern Beitritt versagen müsten. Hieraus entstand eine förmliche Trennung des Bundes, und derselbe wurde 1533. völlig aufgehoben.

Nunmehro rüstete sich Ulrichs Partei, das mit Gewalt zu holen, was man ihnen in der Güte nicht wieder einräumen wollte. Der Herzog und der Landgraf Philipp negotiirten mit Frankreich, und verpfändeten dieser Krone die Grafschaft Mömpelgard gegen eine sehr ansehnliche Summe Geldes. (einige bestimmen diese auf 120000 Gulden.) Hierauf sammelten sie ein Heer, mit welchem sie in die würtembergischen Lande eindrangen, und eroberten dieselben mit desto weniger Mühe, und in desto kürzerer Zeit, da izt eben für den dermaligen Besizer dieser Lande, der ungelegenste Zeitpunkt gekommen war, seine Acquisition zu behaupten. Der Kaiser war in Spanien, und Ferdinand hatte die Hände voll zu thun, um sich gegen die Türken in Ungarn wirksam zu vertheidigen. Doch brachte er ein Heer von 12000 Mann zusammen welches unter dem Kommando des tapfern Pfalzgrafen **Philipps** in die würtembergischen Lande einrükte. Dieser Pfalzgraf, war es, der Wien vormals gegen die türkische Armee so glüklich vertheidigt hatte, und Ferdinand versprach sich also gewissen Sieg, da ein so tapferer und erfahrner General seine Truppen anführte. Aber Philipp

von

von Hessen war eben auch ein tapferer und versuchter Feldherr. Er lieferte dem königlichen Heer mit einer Armee, die nach dem Angeben einiger Skribenten *) (freilich von der Partei des Herzogs Ulrich) noch schwächer war, als der Feind, bei Lauffen ein Treffen, **) in welchem die Oesterreicher mit grossem Verlust aus dem Felde geschlagen wurden. Die Folge dieses Treffens war die gänzliche Uebergabe des Herzogthums Würtemberg, welche in kurzer Zeit vor sich gieng. Eine Stadt öfnete nach der andern ihrem Herzog die Thore, so bald sich dessen Truppen nur sehen liessen. ***) Man machte hierauf dem König die

*) Nic. Aſ. BARBATI Oratio de expulſo et reſtituto duce Wirtembergenſi, Vlricho, ap. SCHARD. T. II. p. 1284. Nach dem Zeugnis dieses Schriftstellers war die königliche Armee entschlossen, verzweifelt zu fechten, und ehe alles zu erdulden, als dem Landgrafen einen kompleten Sieg erhalten zu lassen. Er erhielt ihn aber dennoch, und brauchte nicht einmal alle seine Truppen dazu. Der Umstand, daß der Pfalzgraf Philipp selbst gefährlich verwundet wurde, mag auch nicht wenig beigetragen haben, daß seine Armee die Flucht ergrif.

**) A. C. 1534. 13. Mai. SLEIDAN. l. IX. p. m. 143. a. BARBATVS ap. SCHARD. p. 1295.

***) Aliae ſeſquihora, aliae ſeſquidie accipiunt Heſſum, accipiunt una *ueterem* ac *deſideratum* dominum Vlrichum. BARBATVS. c. Robertson. B. II. p. 497.

die geschehene Eroberung in einem Schreiben bekannt, und erbot sich zum Frieden, dafern er den Herzog Ulrich im Besiz seiner Lande ungestört lassen würde.

Ferdinand wollte aber von der Restitution des Herzogs anfangs ganz und gar nichts hören, und es würde auch vielleicht noch viel Blut gekostet haben, ehe diese Sache zur endlichen Entscheidung gekommen wäre, wenn nicht besondre Umstände den König endlich bestimmt hätten, die Sache in Güte beizulegen. Es ist bereits erwähnt worden, daß Kursachsen gegen die römische Königswahl protestirt hatte. Der Kurfürst Johann der Standhafte hatte auch ohnerachtet der ebenfalls erwähnten Gegenprotestation der übrigen Kurfürsten, Ferdinanden noch nicht für einen römischen König erkannt. Er starb 1532. den 16 August, und sein Sohn und Nachfolger, **Johann Friedrich, der Grosmüthige** beharrte dießfalls auf den Gesinnungen seines Vaters, und blieb bei der obigen Protestation. Der Kurfürst von Mainz, und der Herzog Georg von Sachsen suchten nunmehr einen Vergleich zwischen Kursachsen, und dem römischen König zu vermitteln, um allen Unruhen im Reich, welche aus diesen Streitigkeiten hätten entstehen können, zuvorzukommen. In diese Unterhandlungen wurde nun auch die würtembergische Sache mit eingeflochten.

Der

Der Vergleich kam zu Cadan *) in Böhmen endlich, und zwar auf folgende Punkte zu Stande; „daß Kursachsen den König Ferdinand für einen „römischen König erkennen wolle, doch mit dem „Vorbehalt, daß eine besondre Konstitution er„richtet werden sollte, in Kraft deren zur Auf„rechthaltung der kursächsischen und kurpfälzi„schen Gerechtsame auf das Reichsvikariat, nie „wieder ein römischer König gewählt werden soll„te, ehe und bevor das Kollegium der Kurfür„sten untersucht und ausgemacht hätte, ob auch „hinlängliche Gründe zu einer solchen Wahl vor„handen wären. **) Ferner sollte der Herzog „Ulrich,

*) A. C. 1534. 29 Jun.

**) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 179. Diese Konstitution aber erfolgte nicht, und daher konnten die Zwistigkeiten zwischen dem König Ferdinand, und dem Kurhause Sachsen erst 1544 auf einem Reichstage zu Speier völlig geschlichtet werden. Robertson erklärt die Worte des cadanischen Vergleichs, die Kurfürsten sollen sich vor bestimpter Zeit (der Wahl eines römischen Königs) darum vergleichen und vereinigen, dahin, daß vermöge des cadanischen Vertrags keine andre römische Königswahl gültig seyn sollte, als die, über welche alle Kurfürsten einig geworden wären. Der römische König sollte also, dieser Erklärung zu Folge, nicht von einem Theil der Kurfürsten, wie Ferdinand, sondern von allen Kurfürsten einstimmig erwählt

„lrich, und seine männlichen Nachkommen zwar „in dem Besiz der würtembergischen Lande ver„bleiben, doch so, daß sie dieselbigen nicht wie „bisher, vom Kaiser und dem Reich, sondern „von dem Erzhause Oesterreich zu Lehen nehmen „sollten.“ Ausserdem ward auch die Religionssache dabei nicht vergessen, und in diesem Punkte der nürnberger Vergleich zum Grunde gelegt. Die wichtigsten Artikel desselben, wurden, da sich Kursachsen beschwerte, daß die katholischen Fürsten, und das Reichskammergericht den erwähnten Vertrag vielfältig nicht gehalten hätte, vom neuen bestätigt, doch mit dem Vorbehalt, daß die um diese Sache entstandnen fanatischen Sekten, besonders die Wiedertäufer, von diesem Vertrag ausgeschlossen seyn sollten.

Dem Herzog Ulrich mochte unter allen kontrahirenden Theilen der Vergleich wol am wenigsten gefallen. Er wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, daß er sein Fürstenthum von Oesterreich zu Lehen empfangen sollte. Er sann also auf Mittel, sich von dieser ihm so unangenehmen Verbindlichkeit loszumachen. Anfänglich entschuldigte er

wählt werden. Robertson, B. II. p. 498. — Herr Abele in seiner Anmerkung über die angeführte Stelle Robertsons behauptet, daß diese Ausdrüke des cadanischen Vergleichs eben von keiner allgemeinen Uebereinstimmung zu verstehen seyen. — Ich dächte, doch!

er sich damit, daß er den Vergleich nicht anderst als mit Genehmhaltung des Königs in Frankreich, der ihn bei der Wiedereroberung seiner Lande mit Geld unterstüzt hatte, ratificiren könnte. Er schickte auch den Vergleich an den König Franz, so wol um Zeit zu gewinnen, als auch neue Hülfe zu erhalten, um welche er sich auch bei verschiednen deutschen Fürsten bewarb. Da sich aber diese nicht weiter in seine Angelegenheiten mengen wollten, und die französische Hülfe auch aussen blieb, muste sich Ulrich endlich bequemen, die ihm vorgeschlagenen Bedingungen zu genehmigen, und Würtemberg blieb ein österreichisches Afterlehn, bis endlich der Zeitpunkt kam, da diese Verbindung wieder aufgehoben wurde, wie an seinem Orte erzählt werden soll.

Inzwischen breitete sich die Reformation immer weiter aus, und die protestantische Lehre wurde unter andern auch in den nun von ihrem Besizer wieder eroberten würtembergischen Landen eingeführt. Dem Pabst Paul dem III. war dieses, wie leicht zu erachten, äuserst misfällig. Weder der Kaiser, noch der römische König agirten so recht nach seinem Sinne, und schienen ihm die Sache der Protestanten mehr zu begünstigen, als sich ihren Unternehmungen, so, wie er es wünschte, entgegen zu sezen. Mit dem verlangten Concilium war es ihm eben auch kein Ernst. Denn eine wirkliche Reformation der Kirche zu

veranstalten, war er gar nicht Willens, immassen es seinem Interesse gar nicht würde zuträglich gewesen seyn; und wollte er ein Concilium im Geiste der vorigen Zeiten veranstalten, so durfte er sich auf nichts gewissers versehen, als daß die Protestanten entweder alle Kräfte anwenden würden, seine Ränke zu vereiteln, oder daß sie das Concilium nicht beschicken, und die Aussprüche desselben verwerfen würden. Er stellte sich also, als ob ihm die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung noch so sehr am Herzen läge, um sich keinen Vorwürfen von Seiten des Kaisers auszusezen, und die Schwierigkeiten, die dies Geschäfte verzögern musten — indem er leicht voraussehen konnte, daß schon die Bestimmung des Orts der Kirchenversammlung viele Streitigkeiten verursachen würde, — begünstigten seine Verstellung, und es hatte immer, wenigstens in den Augen derjenigen, die nicht hell genug sahen, und mit den Intriguen der Höfe bekannt waren, das Ansehen als ob niemand die Beilegung der Religionsstreitigkeiten, und die Wiederherstellung der Einigkeit in der christlichen Kirche mehr zu seiner Angelegenheit machte, als der Pabst.

Es mag nun Karls wirkliche Absicht gewesen seyn, oder nicht, die Mishelligkeiten in Religionssachen einige Zeit zu unterhalten, um sich derselben zu seinem Vortheil zu bedienen, so bleibt es gewiß, daß nicht die Politik des Kaisers, sondern

die

die damalige Lage der Sachen selbst Ursache war, daß diese Streitigkeiten nicht so geschwind beigelegt werden konnten. Die protestantischen Stände waren wirklich zu mächtig, als daß sie so leicht hätten können unterdrückt werden. Der Erfolg zeigte es endlich, da der Kaiser wirklich zu gewaltsamen Maasregeln grif. An eine Vereinigung der Kirche war vollends nicht zu denken. Abstellung der Misbräuche in der Religion, und Einschränkung der päbstlichen Gewalt, waren die Forderung des einen Theils, und auf der andern Seite waren die Mittel, die man zum Vergleich anbot, entweder ein Concilium, wie das kostnizer, auf welchem viel vorgenommen, und wenig oder nichts entschieden werden sollte, und im Falle dieses nichts angieng, — lieber gar keines. Gewaltsame Mittel, die lutherische Lehre auszurotten, und ihn nebst den ihm beistimmenden Fürsten zum Wiederruf derselben, und zur Wiederkehr unter die Superiorität und Unfehlbarkeit des Pabsts zu bringen, behagten dem grösten Theil der päbstlichen Partei am meisten. Da aber Zeit und Umstände es nicht gestatteten, diese Mittel mit Nachdruk zu versuchen, so blieb alles wie es war, und es kam, der wiederholten Verträge ungeachtet, bald hie bald da zu Beeinträchtigungen und Feindseligkeiten, worüber man sich dann bald von dieser, bald von iener Seite beschwerte, bald vertrug, und bald die Verträge wieder brach.

 Das

Das schlimmste hierbei war, daß aufrührische Köpfe, die bei der allgemeinen Gährung im Trüben zu fischen gedachten, die neue Lehre, oder das Evangelium, wie man sich damals ausdrükte, zum Vorwande ihrer sträflichen Unternehmungen gebrauchten. Wir haben bereits ein Beispiel hievon, in dem durch Thomas Münzern und seine Gehülfen aufs höchste getriebnen Aufstand der Bauern angeführt, und gegenwärtig treffen wir abermal auf eines, nämlich auf die Bewegungen der Wiedertäufer in Holland und Deutschland. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Sekte von dem cadanischen Vergleich in denienigen Punkten, welche die Religion zum Gegenstande hatten, ausgeschlossen wurde. In der That gehört auch die Geschichte dieser Bewegungen ihrem Haupt- und wesentlichen Innhalt nach so wenig als der obangeführte Bauernkrieg, in die Religions- und Reformationsgeschichte; indem man bei aufmerksamern Forschen deutlich sieht, daß es den Wiedertäufern so wohl als dem aufrührischen Landvolk mehr um politische Vortheile, als um die Religion zu thun gewesen sei, und daß ihre Anführer nur den Fanatismus des Pöbels auf ihre Seite ziehen, und sich mit demselben zur Ausführung ihrer Plane bewafnen wollen.

Die Geschichte des **wiedertäuferischen Königreichs zu Münster** findet also mit Recht ihren Plaz in der politischen Geschichte Deutschlands unter

unter Karln dem V. *) Es war die wiedertäuferische Sekte gewissermassen ein Ueberbleibsel der Münzerischen Rotte, welche seit dem gedämpften Bauernkrieg von den Fürsten zwar sehr scharf beobachtet worden war, nun aber vom neuen ihr Haupt emporzuheben begann. Der Hauptsaz ihres Religionssystems, wegen welchem sie **Wiedertäufer** (anabaptistae) genannt wurden, war, daß sie die Kindertaufe verwarfen, und, weil sie diese für ungültig erklärten, die Taufe an erwachsenen Personen, die sich zu ihrer Sekte schlugen, noch einmal, und zwar durch Eintauchen in das Wasser verrichteten. Ausserdem verwarfen sie mit den münzerischen Bauern alle weltliche Obrigkeit, und liessen sich von ihren Anführern bereden, daß die wahren Glaubigen keiner irrdischen Obrigkeit gehorchen dürften, sondern allein von Gott und seinem Geiste regiert werden müsten. Nun rühmten sich diese Erzbetrüger göttlicher Eingebungen, und folglich fiel es ihnen nicht schwer, unter dem

 Schwarm,

*) H. DORPII historia, quomodo Euangelium Monasterii coeperit, ac per Anabaptistas fuerit solutum, Witeb. 1536. 8. Lamb. HORTENSII tumultuum Anabaptistar. lib. unus, ap. SCHARD. T. II. p. 1306. sqq. Jo. CORVINVS de miserabili Monasteriensium Anabaptistarum obsidione, ibid. p. 1331. sqq. SLEIDAN. lib. X. p. m. 157. sqq. Conr. HERESBACHIVS de fact. Monasteriensib. Amst. 1637. 8. I. H. OTT annales Anabaptistar. Bas. 1672. 4. Robertson, B. II. p. 482. sqq.

Schwarm, den sie einmal auf ihre Seite gebracht hatten, ein übermenschliches Ansehen zu behaupten, und alles zu thun, was ihnen beliebte; zumal, da sie sich auch auf alle mögliche Ränke verstunden, welche zur Befestigung ihres Kredits dienen konnten. Den einfältigern und fanatischen Theil ihrer Anhänger fesselten sie durch ihre vorgeblichen Eingebungen, und durch ihre Weissagungen und Predigten, und dem dürftigen, unruhigen und zu Ausschweifungen geneigten Haufen schmeichelten sie, indem sie die Unabhängigkeit von weltlichen Obrigkeiten und Herrschaften lehrten, in Kraft ihrer Inspiration die Gemeinschaft der Güter befahlen, und die Vielweiberei erlaubten. Wagte es iemand ihnen zu widersprechen, so wusten sie ihn, wenn er sich in ihrer Gewalt befand, unter dem heiligsten Vorwande, und dem lautesten Beifall ihres Schwarms, aufs schleunigste aus der Welt zu schaffen.

So tolerant wird nun wol hoffentlich niemand seyn, daß er nicht eingestünde, eine Sekte mit solchen Grundsäzen, müsse, falls sie überhand nähme, eine gefährliche Pestseuche der menschlichen Gesellschaft werden. Im sechszehnten Jahrhundert, das von der Toleranz ungleich weniger hielt, als das unsrige, war man allgemein hierüber einig. Die Fürsten hatten auf die wiedertäuferische Sekte ein wachsames Auge, und wo sich dieselbe hervorthat, wurden sogleich schnelle,

und

und gewaltsame Gegenanstalten vorgekehrt. Demungeachtet konnte man nicht verhindern, daß ihre Partei nicht nur in einem beträchtlichen Theile des deutschen Reichs, sondern auch in der Schweiz, den Niederlanden und in England viele Anhänger gefunden hätte. In allen diesen Ländern wurden sie mit Gewalt ausgerottet, und vorzüglich behandelte man sie in Holland, besonders zu Amsterdam und Harlem mit der äusersten Strenge: in Deutschland hingegen, namentlich zu Münster, hielten sie sich eine ziemliche Zeit, ehe sie ihrem unglüklichen Schiksal nachgeben musten.

Zween Wiedertäufer, **Johann Matthias**, oder **Matthiesen**, ein Becker von Harlem, und **Johann Bokkold**, oder **Beukels**, ein Schneider von Leyden, kamen 1534. nach Münster, in der Absicht, die Meinungen und Lehrsäze ihrer Sekte in dieser Stadt auszubreiten. Sie suchten sich vor allen Dingen in den Ruf einer seltnen Heiligkeit zu sezen, um auf einen solchen Grund ihren Entwurf desto sicherer bauen zu können, und ihre angeblichen göttlichen Eingebungen dem Volke desto glaubhafter zu machen. Schon vorhero war zu Münster die lutherische Lehre, wiewol nicht ohne vielen Streit, unter einem grossen Theil der Bürgerschaft eingeführt worden: nun aber ließ sich selbst der erste unter den Predigern dieser Lehre, **Bernhard Rotmann**, bereden, auf die Seite der Wiedertäufer zu treten, ob es gleich

anfänglich das Ansehen hatte, als wollte er sich der fanatischen Rotte widersezen. *) Seinem Beispiele folgte eine grosse Anzahl der Bürger von Münster, welche durch eine starke Partei Wiedertäufer, die Bokkold und Matthiesen aus andern Gegenden heimlich herbei gerufen hatten, vermehrt wurden. Da sie nun stark genug zu seyn glaubten, ihren längstgemachten Anschlag ins Werk zu sezen, bemächtigten sie sich bei Nacht des Rathhauses und des Zeughauses, und liefen mit blosen Schwertern auf den Gassen herum, unter beständigem Rufen: **Thut Busse, und laßt euch taufen! und: zieht aus, ihr Gottlosen!** **) Diesen lezten Ruf ließ der vornehmere, und gutdenkendere Theil der Einwohner von Münster nicht zweimal an sich ergehen, und wer es nicht mit den Wiedertäufern zu halten gedachte, flüchtete sich in möglichster Eile aus der Stadt.

So war denn die Stadt Münster nunmehr in den Händen des unsinnigsten und zügellosesten Schwarms, der sich ie einer Stadt bemächtigt hatte.

*) SLEIDAN. lib. X. p. m. 158. b.

**) Es wurde ihnen die Ausführung ihres Plans um desto weniger schwer, da dieienigen, die das zukünftige Unwesen voraus sahen, und die Partei der Wiedertäufer fürchteten, schon gröstentheils aus der Stadt entwichen waren, und nunmehr der Stadtrath meist aus Leuten ihrer Faktion bestand. SLEIDAN. l. c. p. m. 159. b.

hatte. Matthiesen gab nunmehr in allen Stücken ei, genmächtig Befehle, ob er gleich zuließ, daß zum Schein Burgermeister und Rathsglieder gewählt wurden. Denn da er immer in der Qualität eines von Gott gesandten Propheten auftrat, und seine Befehle dem Volk als den Willen Gottes ankündigte, so musten diese nach den wiedertäuferischen Grundsäzen allen Verordnungen irgend einer weltlichen Obrigkeit vorgezogen werden. Zudem war auch der neugewählte Rath mit lauter Gliedern besezt, die seiner Partei waren, und wer es wagte, sich ihm zu widersezen, oder sich über seine Regierung aufzuhalten, den bestrafte er, und zwar gemeiniglich eigenhändig, mit dem Tode. *) Dieser Prophet erlaubte dem Pöbel, die Kirchen zu plündern, führte die Gemeinschaft der Güter ein, zu welchem Behuf er eine besondre Schazkammer errichtete, in welche ieder, was er besaß, abliefern muste. Die Verwaltung dieser Schazkammer wurde besondern Diakonen anvertraut, und alle vorgefundne Bücher, ausser der Bibel, wurden verbrannt. Er verordnete über dieses, daß keiner für sich zu Hause, sondern alle öffentlich miteinander an dazu eingerichteten Tafeln speisen sollten, schrieb auch die Speisen vor, die an iedem Tage aufgetragen werden musten. Er nannte die Stadt Münster den Berg Zion, und war angelegent-

*) Ein Beispiel hievon erzählt SLEIDAN. l. c. p. 160. a.

gelegentlich darauf bedacht, seine Partei zu verstärken, und die Stadt zu befestigen.

Das lezte war auch sehr nöthig, denn der Bischof von Münster war bereits, während der Zeit, da sich der Prophet mit den oberwähnten herrlichen Einrichtungen beschäftigte, mit einer ansehnlichen Armee vor die Stadt gerükt. Matthiesen aber trozte nicht nur der bevorstehenden Belagerung, sondern er wagte auch sogar einen Ausfall auf das Lager des Bischofs, erschlug demselben eine ziemliche Anzahl Volks, und machte ziemlich Beute. Hierauf ermahnte er die Seinigen zu fernerer Tapferkeit, und erklärte, daß er abermals, mit einen kleinen Haufen, wie vormals Gideon, die Feinde angreifen wolle, und daß er vermittelst einer Offenbarung des Siegs gewiß sei. Er sezte dieses Vorhaben auch ins Werk, und wagte mit nicht mehr als dreissig Mann einen neuen Angrif auf das feindliche Lager: allein die gepriesene Gideonsexpedition lief diesmal so unglüklich ab, daß weder der Prophet, noch seine Leute wieder nach Münster zurük kamen.

Sein Tod muste nothwendig nicht nur seine Anhänger äuserst bestürzt machen, sondern auch die Nichtigkeit seiner Weissagungen ziemlichermassen zeigen. Allein Johann Bokkold wußte durch seine Künste der Sache bald ein solches Ansehen zu geben, daß der betrogne Haufe in seiner Schwärmerei nur noch halsstarriger wurde. Er trat an

den

den Plaz seines Vorgängers, gesonnen die Sache noch weiter zu treiben, als iener gethan hatte. Einst lief er nackend in der Stadt umher, und rief: Das Königreich Zions sei vor der Thür; alles Erhabne solle erniedrigt, und alles Niedrige erhöhet werden! *) zu Folge dieser Weissagung musten die Kirchthürme und hohen Gebäude in der Stadt abgetragen, und der von Matthiesen ernannte Rath seiner Würde ensezt werden. Der Burgermeister **Bernhard Knipperdolling**, muste sein Amt mit den Verrichtungen eines Scharfrichters vertauschen, der freilich ein weit unentbehrlichers Mitglied der wiedertäuferischen Republik war, als ein Burgermeister. Denn Bokkold war weit blutdürstiger als sein Vorgänger, und seine tirannischen Befehle erheischten die Dienste eines Scharfrichters täglich.

Bokkolds eigentliche Absicht war, sich zum obersten und unumschränkten Beherrscher der Wiedertäufer zu Münster aufzuwerfen, und seine Weissagung vom Königreich Zions sollte nur ein Vorspiel dazu machen, und die Gemüther prüfen. Da nun alles nach Bokkolds Wunsch ergieng, und sogar Knipperdolling sich die aufgetragne Bedienung gefallen

*) Robertson, B. II. p. 469. erzählt dieses aus dem Hortensius und Korvin. Sleidan sagt: Knipperdolling sei es gewesen der dieses geweissagt habe. L. X. p. m. 160. b.

gefallen ließ, und ruhig annahm, wurden zwölf Richter, nach den Stämmen in Israel erwählt; ein abermaliges Vorspiel des bevorstehenden Königreichs! — Endlich erschien abermal ein Prophet, *) der dem Volke anzeigen muste, es sei der Wille Gottes, daß Johann Bokkold der König der Gläubigen seyn, und auf dem Stul Davids sizen sollte. Dieser göttliche Ruf wurde sofort beglaubigt, und Bokkold einstimmig für den König der Glaubigen erkannt. Er nahm die ihm angetragne Würde mit einer verstellten Bescheidenheit an, und erklärte, daß ihm Gott diesen seinen Willen bereits vor einigen Tagen offenbaret habe: er aber hätte Bedenken getragen, solche Offenbarung der Gemeine anzuzeigen. Izt aber, da Gott seinen Willen durch einen andern Boten anzeigte, nähme er die angebotene Krone willig an. So ward der Schneider zum König umgeschaffen.

Der neue König ließ es an nichts ermangeln, was nach seiner Meinung seine Würde recht glänzend machen könnte. Er beraubte die zwölf Richter ihrer Würde, die sie nur kurze Zeit gehabt, und wählte sich an ihrer Statt, Minister und Räthe, wie es einem König zustehet. Er kleidete sich prächtig, und wenn er öffentlich erschien, so geschah

*) Sleidan erzählt, dieser Prophet sei ein Goldschmid von Profeßion gewesen. L. X. p. 161. a.

geschah es mit königlicher Pracht. *) Er ließ Münzen prägen, und führte sich in allen Stücken als ein wirklicher König auf.

Die unumschränkte Gewalt die er nunmehr besaß, wendete er zur Befriedigung seiner ausschweifenden Leidenschaften an und gieng der übrigen Rotte mit einem Beispiel vor, welches die abscheulichsten Schandthaten nach sich zog. Er erklärte die Vielweiberei nicht nur für ein erlaubtes, sondern sogar für ein nothwendiges Stük der christlichen Freiheit, und legte sich zufolge dieser Lehre, ein eignes Serail zu, dessen Anzahl nach und nach auf vierzehen Frauenzimmer stieg. Die regierende Sultanin war die Wittwe seines Vorgängers Matthiesen, die er feierlich für die Königin der Glaubigen erklärte, und ihr den nämlichen Hofstaat hielt, der ihn selbst begleiten muste. Seine Anhänger folgten dem Exempel ihres Oberhaupts, und die Stadt Münster wurde der Schauplaz der schändlichsten Ausschweifungen, welche noch dazu unter dem Vorwande einer christlichen

*) Quoties in publicum prodiret, comitatus erat suis officiariis et proceribus domesticis: proxime eum sequebantur adolescentuli bini, equites, dexter coronam et Biblia gestabat, alter euaginatum ensem: eadem erat pompa primariae uxoris. — In foro paratum erat ei solium sublime panno uestitum aureo, deferebantur ad eum actiones et querimoniae &c. SLEIDAN. lib. X. p. m. 161. b.

lichen Freiheit, und Nachahmung der Patriarchen des alten Bundes ausgeübt wurden, und die augenscheinliche Gefahr, die diesen Schwärmern so zu sagen über den Häuptern schwebte, war nicht vermögend, dem Taumel ihrer Lüste Einhalt zu thun.

So sehr sich der Bischof von Münster bisher bestrebt hatte, dem Unwesen durch Eroberung der Stadt ein Ende zu machen; so hatte er doch nichts gegen den Schneiderkönig ausrichten können. Er verwandelte daher die Belagerung in eine Einschliessung, um die Belagerten durch Abschneidung der Zufuhr zur Uebergabe zu zwingen. Luther eiferte in öffentlichen Schriften gegen die Wiedertäufer, und forderte die deutschen Fürsten auf, den durch sie erregten Unruhen, welche die schädlichsten Folgen nach sich ziehen könnten, mit Gewalt zu wehren. Endlich brachte es auch der römische König dahin, daß sich die Reichsstände entschlossen, den Bischof von Münster zu unterstützen. Es wurde ein ziemliches Heer zusammen gebracht, welches unter Anführung eines erfahrnen Generals — eines Grafen Oberstein, wie Sleidan berichtet, — *) vor Münster rükte, und die Belagerung vom neuen anfieng.

Der

*) L. X. p. 163. a. Die Hülfstruppen, die das Reich dem Bischof bewilligte, bestanden in 300 Mann zu Pferde und 3000 zu Fuß. Sie waren aber nur auf sechs Monate bewilligt worden.

Der Schneider und seine Reichsgenossen hatten sich zwar auf das vortheilhafteste verschanzt, und beschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu wehren: doch wurde ihr Muth durch häufige Unglüksboten mehr als einmal erschüttert, und ihr Entschluß wankend gemacht. Verschiedne Haufen ihrer Mitbrüder hatten es gewagt, ihnen von den Niederlanden aus zu Hülfe zu kommen, waren aber unterwegs von den bischöflichen Truppen niedergemacht worden: in Deutschland und in den Niederlanden wurden ihre Anhänger aufgesucht und grausam hingerichtet: und nun war vollends dem Bischof die Reichshülfe gegen sie bewilligt worden — lauter Umstände, die ihnen den gewissen Untergang drohten! — Aber Bokkolds schwärmerische Beredsamkeit verblendete sie bis auf einen so hohen Grad, daß sie sich überreden liessen, Gott selbst werde ins Mittel treten und ein Wunder thun, um sie zu retten. Dazu kam noch die grausame Strenge des Königs, mit welcher er alle diejenigen ohne Unterschied behandelte, welche es wagten, nur ein Wort gegen seine Regierung zu sagen. Er folgte hierinn den bereits erwähnten Grundsäzen seines Vorgängers Matthiesen so genau, daß einst sogar eine seiner Gemahlinnen ein Wort, das ihr aus Unmuth und Uebereilung entfuhr, mit dem Verlust ihres Lebens büssen muste. Ich will meinen Lesern diese Geschichte vollständig erzählen, weil sie den teuflischen Charakter

des Monarchens der Wiedertäufer in seiner ganzen Abscheulichkeit zeigt. — Die Stadt fieng bereits an es stark zu empfinden, daß sie belagert sei, und Mangel und Hunger, die gewöhnlichen Folgen einer harten Belagerung, stellten sich bereits bei den Einwohnern ein, nur nicht bei dem König, der noch immer Vorrath genug für sich hatte, seine Lüste zu befriedigen. Da aber das Uebel anfieng um sich zu greifen, und man bereits vernahm, daß viele in Gefahr wären, Hungers zu sterben, sagte eine der Gemahlinnen des Königs zu ihren Gefährtinnen: „sie könne unmög„lich glauben, es sei Gottes Wille, daß Men„schen eines so elenden Todes sterben sollten." Nachdem Bokkold dieses erfahren hatte, begab er sich mit seinem Gefolge und in Begleitung aller seiner Gemahlinnen auf den Markt. Hier befahl er der Unglüklichen, niederzuknieen, und schlug ihr mit eigner Hand den Kopf ab. Die übrigen musten alsdann ein Danklied singen, und Gott wegen dieser That preisen, und die gräßliche Scene wurde mit einem Tanz beschlossen. *)

Was die Belagerung selbst anbetraf, so hatte es anfangs nicht das Ansehen, als ob man sonderlich viel ausrichten würde. Die bischöflichen Völker und Reichstruppen waren mißvergnügt, weil sie ihren Sold nicht ordentlich erhielten, und ihr Unwille wäre beinahe ihren Anführern gefährlich

*) SLEIDAN. L. X, p. m. 164. a.

fährlich gewesen. Indessen war die Stadt enge eingeschlossen, und die Noth nahm überhand. Viele, die sich lieber der Willkühr der Belagerer überlassen, als Hungers sterben wollten, begaben sich aus der Stadt in das Lager, und fanden, wegen ihres kläglichen Anbliks, bei den Feinden Mitleiden. Mit den übrigen suchte man zu traktiren, und versprach ihnen völlige Sicherheit, wenn sie sich nur bequemen würden, die Stadt zu übergeben, und den König nebst noch einigen andern Häuptern ihrer Partei auszuliefern. Allein Bokkolds Anhang, der sich verschworen hatte bis auf den lezten Mann zu fechten, behielt die Oberhand. Doch beschwerten sie sich, daß man sie, ohne ihre Lehre zu untersuchen, als Feinde behandle, und erboten sich, dieselbe zu rechtfertigen. Allein diese Beschwerde fand kein Gehör, und die Belagerung wurde fortgesezt. Zugleich ward streng verboten, keinen Menschen, er möchte Mann, Weib, oder Kind seyn, weiter aus der Stadt zu lassen, wodurch dann der Mangel, und das Elend in derselben vollends überhand nahm, da man sich der bei dem noch übrigen wenigen Vorrathe überflüßigen Menschen nicht mehr entladen konnte.

Endlich, da alles in der Stadt fast mit der Verzweiflung rang, der Schneider aber und seine Partei doch von keiner Uebergabe hören wollte, wagte es einer, — Sleidan sagt, es wären zwei

gewesen, der bevorstehenden Gefahr ohngeachtet, zu den Feinden überzugehen. Sie versprachen, einen Weg zur Eroberung der Stadt zu zeigen, und dieses erwarb ihnen Pardon. Wirklich verriethen sie auch den Belagerern einen Ort, wo die Festungswerke schwach, oder doch schlecht besezt waren. Der eine von ihnen führte einige feindliche Soldaten an die Stadt, welche die Wälle erstiegen, sich eines Thors bemächtigten, und fünfhundert Mann der Ihrigen einliessen. Die Wiedertäufer wurden zeitlich gewahr, daß sie überfallen waren, und wehrten sich verzweifelt, biß endlich die übrige bischöfliche Armee mit Gewalt eindrang, da sie dann nach einem gräulichen Blutvergiessen gezwungen wurden, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten, welche sie auch, die Häupter der fanatischen Sekte ausgenommen, erhielten. *)

Der oberwähnte **Rotmann** hielt es nicht für rathsam, lebendig in die Hände des Bischofs zu gerathen. Er stürzte sich daher unter die Feinde, wo sie am dichtesten stunden, und starb fechtend. Aber der König der Glaubigen, nebst dem Knipperdolling, und einem andern, Namens Krechting, der ebenfalls einer von seinen geheimen Räthen gewesen, wurden gefangen. Bokkold wurde in Ketten und in dem schimpflichsten Aufzuge an verschiedenen Orten herumgeführt, endlich

*) Der Tag der Eroberung war der 14 Januar, 1535.

lich aber nebst seinen beiden Gefärten nach Münster zurük gebracht. Hier liessen sich verschiedene, besonders lutherische Prediger mit ihm über die Hauptgrundsätze seiner Sekte in Unterredungen ein, die aber fruchtlos abliefen, weil er sich dieselben schlechterdings nicht nehmen ließ sondern festiglich darauf beharrte. *) Man machte auch auf Befehl des Bischofs Versuche, ob man ihn nicht zum Widerruf seiner Meinungen bringen könnte, richtete aber damit nichts weiter aus, als daß er erklärte, er habe in vielen Stücken gröblich gesündigt, und wolle Christum um Gnade und Vergebung anflehen.

Der Bischof von Münster verurtheilte den gefangenen König der Wiedertäufer und seine beiden Minister zu einer grausamen Todesstrafe. Sie wurden an Pfähle gebunden, mit glühenden Zangen zu Tode gemartert, und ihre Körper an dem Thurm der Stadt in eisernen Käfigen aufgehangen, so daß Bokkolds Körper in der Mitte, und um eine Mannslänge höher hieng; als die andern beide. Die Vollziehung eines so gräßlichen Urtheils war, nach dem Zeugniß eines Schriftstellers, der ein Augenzeuge davon war, den katholischen Mönchen und Priestern, — denen er und sein Anhang freilich Schaden genug zugefügt

 hatte,

*) Das Wesentlichste dieser Unterredungen findet man ziemlich weitläuftig bei CORVIN hist. obsid. Monaster. ap. SCHARD. V. II. p. m. 337.

hatte, — eine wahre Augenweide. *) Die drei Verbrecher aber starben diesen schmerzlichen Tod mit einer Standhaftigkeit welche alle Zuschauer in Erstaunen sezte. **)

Die Eroberung der Stadt Münster, und Bokkolds Hinrichtung machte zwar dem sogenannten Königreich zu Zion, das er errichten wollte, aber nicht der wiedertäuferischen Sekte ein Ende, als welche sich noch bis auf diesen Tag, besonders in Holland erhalten hat. Doch sind die Grundsäze der heutigen Wiedertäufer ziemlich unterschieden von ienen, die Bokkold und seine Gehülfen lehrten. Sie sind so gute Unterthanen der weltlichen Obrigkeit als irgend ein anderer, und nur in dem Punkte, daß sie allen öffentlichen Bedienungen freiwillig entsagen, findet man noch eine Spur ihres ehemaligen Lehrsazes. Die Lehre von der Gemeinschaft der Güter ist izt bei ihnen Empfehlung christlicher Wolthätigkeit gegen dürftige Brüder. Nur in Ansehung der Taufe bleiben sie ihren ersten Grundsäzen noch völlig getreu.

Man darf also die Sekte der Wiedertäufer, wie sie iezund beschaffen ist, nicht mit derienigen

*) Ignitis et candentibus forcipibus — enectus est, *magno certe sacrificorum*, quorum ualde ferax semper fuit Monasterium, *applausu*. CORVIN. l. c. p. 1339. Korvin bezeugt, daß er bei der Execution zugegen gewesen und beschreibt solche umständlich.

**) CORVIN. l. c. SLEIDAN. L. X. p. m. 167. a.

gen vermengen, deren Geschichte wir eben beschrieben haben. Nicht den ruhigen Mennoniten, der seine Grundsäze niemand aufdringt, in häuslichen Freuden, die er in dem kleinen Zirkel seiner Familie genießt, sein ganzes Glük sucht, und das Beste andrer Menschen, sie seien wer sie wollen, nach Vermögen befördert, mit dem schwärmerischen Anhängern eines Bokkolds vergleichen, der wider alle weltliche Obrigkeit zu Felde ziehen wollte, sich den schändlichsten Ausschweifungen ohne alle Scheu überließ, und seine Lehre, wie Mohammed, mit dem Schwert in der Hand ausbreiten wollte! Wir haben die Grundsäze der ehemaligen Wiedertäufer bereits hinlänglich angezeigt, und man darf nur einigermassen damit bekannt seyn, und einzusehen, daß es nothwendig war, dieses fanatische Reich mit Gewalt zu zerstören. An dem Verfahren des Bischofs zu Münster ist also gar nichts zu tadeln, als daß er Bokkolden und seine Gesellen so gar grausam hinrichten ließ, welches aber freilich in den damaligen Zeiten, zumal bei solchen Veranlassungen, nichts seltnes war. Auch gereicht ihm dieses zur Ehre, daß er es bei der Bestrafung der Hauptpersonen bewenden ließ, und die übrigen begnadigte. Erwägt man zunächst, wie vieler Verbrechen sich Bokkold während seiner kurzen Regierung schuldig gemacht, so muß man allerdings gestehen, daß er eine harte Strafe wol verdient habe. Die

Standhaftigkeit, die er in seinem Tode bewies, macht ihn nicht schuldlos, da Geschichte und Erfahrung beweisen, daß die grösten Verbrecher ihre verdiente Strafe mit weit grösserer Standhaftigkeit ertrugen, als wirklich Unschuldige den unverdienten Tod, zu dem sie die Grausamkeit eines blutdürstigen Tirannen verurtheilt hatte.

Während daß dieses im deutschen Reich vorgieng, war der Kaiser noch immer abwesend. Ja er unternahm so gar einen Feldzug nach Afrika, die an der barbarischen Küste wohnenden Seeräuber zu züchtigen. Eigentlich gehört die Geschichte dieses Feldzugs nicht in die deutsche, sondern in die Spanische Historie. Um aber die vornehmsten Thaten Karls des V. vollständig zu erzählen, müssen wir ihr hier gleichfalls Plaz gönnen.

Zween türkische Seeräuber, Horuc, und Hairaddin, (oder wie sie von den lateinischen Geschichtschreibern des sechzehnten Jahrhunderts genannt werden, Horusce und Haruden,) *) machten damals das mittelländische Meer durch ihre Räubereien sehr unsicher. Sie gaben sich den stolzen Beinamen: Freunde des Meers, und Feinde aller die darauf segeln. Sie verhandelten die Beute die sie machten in den Häfen der Bar-

*) Beide heissen ihres rothen Barts wegen bei den Geschichtschreibern Barbarossa.

Barbarei, und wurden immer mächtiger, so daß sie endlich darnach trachteten, etwas mehr, als blose Seeräuber zu werden. Hierzu zeigte sich Gelegenheit, da Eutemi König von Algier, sie um Hülfe wider die Spanier zu Oran ersuchte. Horuc versprach ihm Hülfe, und zog, als sein Freund und Bundesgenosse mit einer Anzahl seiner Truppen in die Stadt Algier ein: als er aber so weit war, ermordete er den König, bemächtigte sich der Stadt, und machte sich selbst zum König von Algier. Nun wurde er allen europaeischen Nationen, welche Schiffahrt auf dem mittelländischen Meer trieben, furchtbarer als zuvor. Karl schikte seinen General, den Marquis von Comares, Gouverneur von Oran, wider ihn, und Horuc wurde in einem Gefechte getödet. Dies geschahe im Jahr 1528.

Nach Horucs Tode übernahm sein Bruder Hairaddin die Regierung von Algier, und wurde zur See bald noch furchtbarer, als iener. Er unterwarf, um desto sicherer zu seyn, sein Gebiet dem Schuz des Grossultans, und erhielt dagegen von demselben ein ansehnliches Korps Truppen. Hierauf machte er einen Anschlag sich des Königreichs Tunis zu bemächtigen. Mahmed, König von Tunis hatte einen der iüngsten unter seine vier und dreissig Söhnen zu seinem Thronfolger ernannt. Dieser aber dankte nicht nur seinem Vater für seine Zuneigung damit, daß er

ihn vergiftete, sondern er lies auch, nach einer sehr gewöhnlichen Maxime der orientalischen Sultane, seine Brüder ermorden, um sich des Throns desto gewisser zu versichern. Alraschid, einer der ältesten, fand Gelegenheit, seiner Grausamkeit zu entgehen, und kam, nachdem er an verschiednen Orten Zuflucht gesucht hatte, endlich nach Algier zum Hairaddin. Dieser nahm ihn nicht nur sehr freundschaftlich auf, sondern that ihm auch die Zusage, seine Ansprüche auf Tunis zu unterstüzen. Bald darauf segelte er nebst ihm nach Konstantinopel, wo aber Alraschid gefänglich angehalten ward. Indessen segelte Hairaddin doch mit einer ansehnlichen Flotte vor Tunis, und erklärte, daß er gekommen sei, die Rechte des Prinzen Alraschids zu vertheidigen, und ihn in sein Königreich wieder einzusezen. Es gelang ihm in kurzer Zeit, daß er sich der Vestung Goletta bemächtigte, und die Einwohner von Tunis, die mit der Regierung Muley Hascens nicht zufrieden waren, erklärten sich einstimmig für Alraschid, so daß dem Muley-Hascen nichts weiter übrig blieb, als sich in aller Eile mit der Flucht zu retten. Hierauf wurden dem Hairaddin die Thore geöffnet. Aber wie erschraken die Tunetaner, da Alraschid, nachdem Hairaddin Besiz von der Stadt genommen hatte, nicht zum Vorschein kam, und da sie nunmehr sahen, daß sie Unterthanen eines Vasallen des Grossultans wären. Sie kehrten

nun

nun ihre Waffen gegen Hairaddin, aber vergebens, denn dieser hatte zu seiner Vertheidigung die besten Anstalten getroffen. Dennoch musten sie sich unterwerfen, und dem türkischen Kaiser, und dem Hairaddin als seinem Unterkönig, huldigen.

Hierauf trieb Hairaddin, da er seine Macht so ansehnlich verstärkt fühlte, seine Seeräubereien der ganzen Christenheit zum Troz, auf die gewaltthätigste Weise. Besonders erlitten die Unterthanen Karls des V. in Spanien und Italien vielen Schaden von ihm, den Karl nothwendig rächen, und ihre Handlung beschüzen muste. Es fand sich auch der veriagte Muley-Hascen in Person bei ihm ein, und bat ihn um Beistand gegen den verwegnen Seeräuber, der ihn aus seinem Lande vertrieben. Alles dieses — seine angeborne Begierde, kriegerische Lorbeeren einzuerndten, mit gerechnet — bestimmte endlich Karln, daß er ein Bündniß mit dem Muley-Hascen schloß, und sich zu einen Feldzug gegen Hairaddin rüstete.

Die Zurüstungen Karls zu diesem Feldzug erregten die Aufmerksamkeit des ganzen Europa. Er sezte seine ganze Macht in Bewegung, um Ehre einlegen zu können: Doch trugen auch der Pabst und der Malteserorden das Ihrige nach Vermögen bei. Hairaddin Barbarossa ließ es von seiner Seite auch an nichts fehlen, und sezte sich in die möglichste Bereitschaft, einen gewaltsamen Angrif-

grif auszuhalten. Allein er und seine Türken waren dem zahlreichen Heer des Kaisers, das, gleich den Kreuzfahrern, für Begierde brannte, gegen die Unglaubigen zu fechten, und von vielen erfahrnen und tapfern Offizieren kommandirt wurde, keineswegs gewachsen. Nachdem also Karl die Stadt Tunis zu Wasser und zu Lande eingeschlossen hatte, bemächtigte er sich in kurzem der Festung Goletta, von welcher die Stadt beschossen werden kann. Barbarossa, der nunmehr einsah, daß Karl, seines Widerstandes ohnerachtet, bald mit ihm fertig werden würde; beschloß, die Sache auf ein entscheidendes Treffen, und zwar zu Lande, ankommen zu lassen, und das war auch in der That das einzige, was er versuchen konnte, um dem Kaiser die Vortheile, welche er bereits erhalten hatte, wieder zu entreissen. Allein der Versuch fiel unglüklich aus; Barbarossa verlor das Treffen, und die Stadt Tunis öfnete dem Kaiser die Thore, nachdem sich ihr bisheriger Beherrscher nach seinem Algier geflüchtet hatte.

In dem Kastell zu Tunis befand sich eine Menge Christensklaven, deren Anzahl von den Geschichtschreibern auf 10000 angegeben wird. Barbarossa hatte sich mit seinen Unterbefehlshabern, ehe er zum Treffen auszog, über das Schiksal dieser Sklaven berathschlagt. Er wollte sie, weil er voraus sah, daß ihre Anzahl ihm in seiner Abwesenheit gefährlich werden würde, alle nieder-

säbeln

säbeln lassen: seine Officiere aber misbilligter und verwarfen diesen grausamen Entschluß. Andre berichten, er habe befohlen, diese Sklaven, im Fall das Treffen auf seiner Seite einen unglüklichen Ausgang nähme, samt dem Kastell in welchem sie gefangen lagen, in die Luft zu sprengen. *) Dem sei wie ihm wolle; genug, es kam keins von beiden zur Wirklichkeit, und die Kerkermeister waren es selbst, welche den Sklaven die Fesseln abnahmen, und sie in den Stand sezten, daß sie sich des Kastells bemächtigten, worauf sich die Stadt nothwendig an den Kaiser ergeben muste.

Karl hätte dieselbe gerne auf die Bitte der Abgeordneten verschont: allein er hatte seinem Soldaten die Plünderung schon vorher zugesagt, und diese drangen, ehe noch der Kaiser seinen Entschluß geändert hatte, wütend in die Stadt ein, und mordeten und raubten auf die grausamste Weise. Endlich hielt auch Karl seinen triumphirenden Einzug, und sezte den Muley-Hascen wieder in den Besiz seines Königreichs. Doch muste dieser den Kaiser für seinen Lehensherrn erkennen, und versprechen, alle Christensklaven in seinen Ländern freizulassen, auch keinen Unterthanen des Kaisers künftig zur Sklaverei anzuhalten. — **) Da übrigens Tunis in der Gegend liegt,

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 183.
**) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 184.

liegt, wo das alte Karthago gestanden haben soll, so fand der Pabst eine Aehnlichkeit zwischen dieser Expedition Karls, und derienigen, die einst der römische Feldherr Scipio auf Karthago unternahm, und dies veranlaßte ihm, dem Kaiser den Beinahmen Africanus beizulegen, wie er ihn denn überhaupt mit Glükwünschungen und Ehrenbezeugungen bei seiner Zurükkunft überhäufte; und Karl war eitel genug, mit diesem Titel, den er gewiß nicht verdiente, zu prangen.

Bald nach seiner Rükkehr aus Afrika wurde er abermal in einen Krieg mit Frankreich verwikelt. Der König in Frankreich hatte seine Absichten auf Mailand bei weitem noch nicht aufgegeben: er suchte vielmehr, so oft seine Plane auch gescheitert waren, immer wieder einen neuen Weg zum Besiz dieses Herzogthums zu gelangen. Für dießmal machte er einen Versuch, den Herzog Franz Sforza, dem seine allzueingeschränkte Abhängigkeit vom Kaiser nicht allzuwol behagen mochte, aufzuwiegeln. Diesen suchte er zu bereden, daß er ihm Mailand gegen eine Provinz in Frankreich abtreten sollte: und schikte zu dem Ende insgeheim einen mailändischen Edelmann, Maraviglia, der sich damals zu Paris aufhielt, zu dem Herzoge, der sich auch wirklich mit ihm in geheime Unterhandlungen einließ. Die Sache wurde aber doch nicht so geheim traktirt, daß sie dem Kaiser verborgen geblieben wäre, und dieser befahl

fahl dem Herzog unter den grösten Bedrohungen, den französischen Kundschafter über die Seite zu schaffen. Der Herzog, der sich für dem Kaiser fürchtete, ergrif die nächste Gelegenheit die sich hierzu darbot. Denn als Maraviglia einst mit einem andern mailändischen Edelmann in eine Zänkerei gerieth, und denselben erstach, ließ ihm der Herzog den Prozeß machen, und den Kopf abschlagen. *)

Franz der I. sahe dieses Verfahren als eine grobe Verlezung des Völkerrechts an, welche Rache, und Genugthuung fordere, und beschwerte sich hierüber in den bittersten Ausdrücken; allein, weder der Herzog von Mailand, noch der Kaiser, achteten darauf. **) Also sollten die Waffen abermal entscheiden. Um sich einen desto sichrern Weg zu einer Unternehmung auf Mailand

*) A. 1533. im Dec. — Wenn es auch keine offenbare Verlezung des Völkerrechts war, daß Maraviglia — der doch Beglaubigungsschreiben vom König in Frankreich hatte, ob er sich gleich nicht öffentlich als Gesandter ankündigte, Robertſ. B. II. p. 521. — also behandelt wurde, so war es doch eine äuserst verächtliche Handlung von dem Herzog von Mailand, zumal, da ihn die Geschichte beschuldigt, der unglükliche Maraviglia sei durch sein arglistiges Anstiften in die fatale Zänkerei, die ihm nachmals das Leben kostete, verwikelt worden.

**) THVAN. L. I. p. 12. ſqq.

land zu bahnen, hatte Franz beschlossen, sich der Herzogthümer Savoyen und Piemont zu bemächtigen. Er ließ zu diesem Ende bei dem damaligen Herzog, Karl dem III. um einen freien Durchzug der französischen Armee durch seine Staaten anhalten. Er glaubte nichts weniger, als daß der Herzog, ein Freund und Verwandter des Kaisers, dieses bewilligen würde, und hofte also dadurch Gelegenheit zu bekommen, ihn feindlich zu behandeln. Da aber der Herzog, der für sich zu schwach war, sich der französischen Macht zu widersezen, den Durchzug zugestand, so grif man es auf eine andre Weise an. Es wurden einige Ansprüche auf Savoyen hervorgesucht, und das französische Heer, unter dem Admiral Brion, bemächtigte sich in kurzer Zeit des grösten Theils der savoyischen und piemontesischen Staaten. Bei dieser Gelegenheit befreite sich auch die Stadt Genf, die bißher gewissermassen von den Herzogen von Savoyen abhängig gewesen war, von dieser Superiorität, und begab sich unter den Schuz der schweizerischen Eidgenoßschaft.

Unterdessen starb der Herzog von Mailand, und dieser Todesfall bewirkte den Ausbruch des Kriegs vollends. Denn Franz der I. wollte nicht zugeben, daß der Kaiser das Herzogthum Mailand; als ein erledigtes Reichslehen einzog, und trat mit seinen eignen Ansprüchen auf dasselbe hervor. Der Kaiser hingegen zog ein ansehnliches Heer zusammen, um ihm mit Gewalt zu begegnen,

und suchte ihn indeß, da er immer Mine machte, als ob er geneigt sei, sich in Traktaten einzulassen, so lange zu amüsiren, biß er sich stark genug befände, ihm mit Nachdruck zu Leibe zu gehen. Denn der Plan des Kaisers war diesmal nichts geringers, als seinen Feind in seinem eignen Lande, und zwar von verschiednen Seiten zugleich anzugreifen. Auch wurde alles aufgesucht, was Franzen bei andern Königen und Fürsten verhaßt machen konnte, worunter vorzüglich gehört, daß er ein Bündniß mit dem türkischen Kaiser geschlossen hatte: weswegen auch von den Ständen des deutschen Reichs auf einen Reichstag der 1544. zu Speier gehalten wurde, der König von Frankreich nebst dem Türken für einen Erbfeind der Christenheit erklärt ward.

Ueberhaupt hatte die Eroberung von Tunis Karln Begriffe von seiner Macht beigebracht, die so fürchterlich diese auch immer seyn mochte, doch immer zu hoch waren; und eben diese hohen Begriffe waren es, die seine Absichten hinderten. Durch sie wurde der verwegne Operationsplan, mit welchem er izt umgieng, hervorgebracht; ein Plan, der seinen erfahrensten Offizieren äuserst mißfiel. Sie versuchten alles, ihn auf andre Gedanken zu bringen, aber alle ihre Versuche waren fruchtlos, und Karl war in seinem Sinne bereits Meister des grösten Theils

von Frankreich. *) Er drang in Provence ein und belagerte Marseille; sah sich aber bald genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben. Einer der vornehmsten Gründe aus welchen ihm seine Generals widerriethen, tief in Frankreich einzudringen, war, daß er sich auf diese Weise zu weit von seinen Ländern und Magazinen entfernen, und folglich bald Mangel an Proviant leiden würde. Er folgte ihrem Rath nicht, und der Mangel an Lebensmitteln äuserte sich bald unter seinem Heere, zum grossen Nachtheil desselben. Es entstand eine epidemische Seuche unter demselben, durch welche er über 20000 Mann, und unter diesen auch seinen besten und versuchtesten General, Anton de Leyva, verlor. Nun sah er sich genöthigt nach Italien zurük zu kehren, wo er den Krieg zwar noch einige Zeit, aber ohne besondre Vortheile, fortsezte. Endlich schlug sich der Pabst Paul der III. ins Mittel, und bemühte sich einen Frieden zu vermitteln. Dieses Geschäfte glükte ihm zwar nicht ganz, doch brachte er es dahin, daß zu Nizza **) ein Stillstand auf zehen Jahre zu Stande kam, binnen welcher Zeit ieder Theil behalten

*) Er befahl, ehe er diesen Feldzug antrat dem Geschichtschreiber Paul Jovius, einen Vorrath von Papier bereit zu halten, der hinlänglich wäre, alle Siege die er erhalten würde, darauf zu schreiben. Der gute Jovius brauchte aber wirklich keine grosse Provision zu bestellen. Robertſ. B. II. p, 543. 544. Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 128.

**) A. C. 1538. 18 Jun.

halten sollte, was er erobert hätte. Die Punkte dieses Stillstandes wurden von beiden Monarchen bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Aigues-mortes *) genehmigt, und das Jahr darauf zu Toledo bestättigt. — Im Grunde war es dem Pabst eben nicht darum zu thun, daß der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich aufhören sollte: der Fortgang und die Ausbreitung der Reformation war es, was ihn beunruhigte. Und wer sollte diese hemmen und ihre Freunde und Beförderer unterdrüken, wenn es der Kaiser nicht that, der aber bisher immer mit auswärtigen Feinden genug zu schaffen hatte. Dies bestimmte den heiligen Vater, dem die Aspekten immer bedenklicher vorkamen, einen Frieden, oder wenigstens einen langwierigen Stillstand zwischen den kriegenden Mächten zu vermitteln, damit der Kaiser freie Hand bekommen möchte, und er sich der Macht desselben zu Erreichung seiner grosen Absicht, nämlich zur Unterdrükung der Reformation bedienen könnte.

Indessen gieng es mit dieser Sache doch nicht so schnell, als der päbstliche Hof wünschte. Der Kaiser hatte zwar vermittelst des Stillstandes zu Nizza, Ruhe für Frankreich bekommen: aber die Türken hörten darum nicht auf, den König von Ungarn zu bekriegen. Der türkische Kaiser Soliman nahm izt, da der bereits erwähnte Johann

 von

*) Eod. a. im Jul.

von Zapolia gestorben war, das ganze Königreich Ungarn in Anspruch, und verlangte nicht nur von dem König Ferdinand, daß er ihm dasselbige abtretten sollte, sondern forderte auch einen jährlichen Tribut von ihm, in Rüksicht auf seine übrigen Besizungen. Der König Ferdinand wendete sich hierauf an den Kaiser und das Reich, um Hülfe wider den türkischen Kaiser, von welchem er stündlich einen Ueberfall zu besorgen hatte. Bei diesen Umständen muste man allerdings die Reichsstände, welche der lutherischen Lehre zugethan waren, bei guten Gesinnungen zu erhalten suchen, wenn man anders die verlangte Türkenhülfe erlangen wollte. Es war also nicht nur an die Ausführung der päbstlichen Absichten keineswegs zu gedenken, sondern man muste auch kluge Maasregeln nehmen, die uneinigen Parteien von allen wechselseitigen Feindseligkeiten abzuhalten. Der Kaiser suchte dieses durch Bekanntmachung einer Schrift zu bewirken, welche von seinem Minister, den nachmaligen Kardinal Granvella verfaßt war, und das Interim *) genannt wurde. Es sollte diese Schrift nämlich ein Formular seyn, wie es von beiden Seiten in der Religion gehalten werden sollte, bis entweder ein allgemeines,

oder

*) Interreligio, liber interimisticus. Das erste dieser Formulare, von welchem hier die Rede ist, wurde auf einem Reichstage zu Regensburg publicirt. SLEID. L. X. p. 211.

oder Nationalconcilium die streitige Religionssache völlig entscheiden und schlichten würde. Wir werden im folgenden Theile, der für die Reformationsgeschichte bestimmt ist, Gelegenheit haben, von der ganzen Interimssache ausführlicher zu handeln. Fürizt bemerken wir blos, daß die meisten Stände des deutschen Reichs sich damit beruhigten, weil der Kaiser versprach, den Pabst, vermittelst der Bedrohung, daß er im Verweigerungsfalle ein Nationalconcilium im deutschen Reich ausschreiben würde, zum Ausschreiben einer allgemeinen Kirchenversammlung zu vermögen. Auf diese Weise erhielt der Kaiser die verlangte Bewilligung einer ansehnlichen Reichshülfe gegen die Türken. Das Oberkommando dieser Armee erhielt der Kurfürst Joachim von Brandenburg, ein tapferer und erfahrner Krieger. Aber der Sultan Soliman, der seine Heere fast immer in Person anzuführen pflegte, war nicht minder tapfer und unternehmend, und sein Heer war kaum zu zählen. Die Türken überschwemmten Ungarn wie eine reissende Wasserflut, eroberten viele Pläze, verheerten das Land, und verübten allenthalben die ärgsten Grausamkeiten. Der König Ferdinand fühlte die Ueberlegenheit der feindlichen Macht, und sahe, daß er samt seinen Alliirten sein Reich nicht gegen die grausamen Verwüstungen, welche die Türken, wo sie hinkamen,

men, anrichteten, würde beschüzen können. Also schloß er einen Stillstand mit dem Sultan, dessen Dauer auf fünf Jahre festgesezt wurde. *)

Unterdessen hatte der Kaiser, dessen Lieblingsgedanke noch immer die Eroberung von Tunis war, einen ähnlichen Zug auf Algier unternommen, in der Absicht, dem Türken auf dieser Seite eine Diversion zu machen, und die Seeräuber, welche zum Nachtheil seiner Unterthanen das mittelländische Meer unsicher machten, abermal zu züchtigen. Er versprach sich hier wieder den gewissen Sieg, und hielt vielleicht in Gedanken schon wieder einen triumphirenden Einzug zu Rom, gleich ienem, den er nach der Eroberung von Tunis gehalten hatte. Diesmal aber war es im Rath des Schiksals beschlossen, daß er nicht im Triumph zurük kehren sollte. Sein Admiral, der uns bereits rühmlichst bekannte Andreas Doria wiederrieth ihm die ganze Unternehmung, weil es schon ziemlich späte Jahrszeit war. Aber Karl, der sich auf sein Glük verließ, verwarf diesen guten Rath. Als er mit seiner Flotte vor Algier ankam, wurde dieselbe von einem heftigen Seesturm fast ganz zu Grunde gerichtet. Doch verlor Karl in dieser Gefahr, da er fast nichts gewissers, als den Tod vor Augen hatte, den Muth doch nicht. Er sprach selbst seinem Admiral Trost zu, und äuserte: sie könnten beide getrost

*) A. C. 1545.

trost in den Tod gehen, da er, der Admiral, bereits ein ruhmvolles hohes Alter erreicht hätte, und er selbst so lange Kaiser gewesen wäre *). Indessen entgiengen sie doch beide den stürmischen Wellen, und Karl kehrte, ohne daß er seinen Vorsaz hätte ausführen können mit den kläglichen Ueberrest seiner zertrümmerten Flotte nach Spanien zurük. **)

Während aller dieser Begebenheiten waren die protestirenden Fürsten in Deutschland doch immer besorgt, man möchte ihnen endlich mit Ernst zu Leibe gehen, und sie, wo nicht ihrer Freiheit berauben, doch zwingen wollen; ihrem Glaubensbekenntnisse zu entsagen. Sie hatten auch in der That Ursache, diesfalls besorgt zu seyn, da ihnen die Absichten des Pabsts, den der Fortgang der Reformation äuserst kränkte, nicht unbekannt seyn konnte. Dahero suchten sie sich in den erforderlichen Vertheidigungsstand zu sezen, und erneuerten zu diesem Ende den bereits erwähnten schmalkaldischen Bund, der nun immer ansehnlicher wurde, da allen und ieden, die sich zur evangelischen Lehre bekannten, der freie Beitritt verstattet war. Der Bund unterhielt ein beständiges

*) SLEID. l. XIV. p. 219. L. XV. p. 241. b.

**) Nic. de VILLAGAGNO de Caroli V. expeditione in Aphricam ad Algerium Par. 1542. 8. et ap. SCHARD. T. II. Dieser Schriftsteller hat den unglüklichen Ritterzug mitgemacht.

diges Heer von 10000 Mann zu Fuß, und 2000 zu Pferde, und es ward festgesezt, wie viel iedes Glied des Bundes hierzu beitragen sollte. Das oberste Regiment des Bundes ward dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen übertragen, und zwar folgender Gestalt, daß das Kriegsregiment, und die Besorgung der politischen Angelegenheiten alle halbe Jahre zwischen ihnen abwechselte. Einsichtsvolle Geschichtforscher haben bemerkt, daß dieser Umstand eigentlich die Quelle alles Unheils gewesen, welches den Bund in der Folge betraf; weil der Landgraf von Hessen das Kriegswesen unstreitig weit besser verstand, als der Kurfürst von Sachsen, so wie dieser im Gegentheil erfahrner und behutsamer an Staatsgeschäften war. Es wäre demnach besser gethan gewesen, wenn ieder dasienige Departement, wozu er die grösten Talente besaß, auch beständig übernommen hätte. Uebrigens ist zur Genüge erwiesen, daß dieses Bündniß den verbundenen Fürsten und Ständen keineswegs als reichskonstitutionswidrig zur Last gelegt werden kan, da es selbst aus der Wahlkapitulation Karls des V. erhellet, daß der Kaiser dergleichen Bündnisse nicht für unerlaubt erklären konnte *)

Indessen muste sich der Pabst doch auch stellen, als ob er mit seinem Concilium zu Stande kommen wollte, und zwar hauptsächlich aus Furcht vor

*) Gesch. d. t. R. v. E. G. H. B. II. p. 193. Anm. h

vor dem Nationalconcilium, mit welchen ihm der Kaiser und die deutschen Reichsstände drohten. Man dachte aber kaum einmal wieder an die Veranstaltung einer allgemeinen Kirchenversammlung, als die bekannten Streitigkeiten wegen des Orts, wo sie sollte gehalten werden, schon wieder entstunden. Der Pabst schlug Mantua vor: die protestirenden Stände aber wollten durchaus kein Concilium beschicken, das ausser Deutschland gehalten werden sollte, weil es ja lauter Angelegenheiten Deutschlands wären, wegen deren das Concilium gehalten werden sollte, und weil sie ein solches Concilium überhaupt für kein freies hielten, wo der Pabst augenscheinlich die höchste Gewalt in Händen hätte. Diese Aeusserung machte, daß alle Anstalten sich wieder zerschlugen, und die Conciliumssache wiederum eine gute Weile in Vergessenheit gerieth. Was übrigens die protestirenden Stände für Maasregeln nahmen, sich gegen alle unbillige Dekrete eines bevorstehenden Conciliums zu verwahren, soll an seinem Ort erzählt werden.

Unter den beschirmenden Flügeln des schmalkaldischen Bundes breitete sich denn auch die gereinigte Religionslehre immer weiter aus, Würtenberg, die brandenburgischen Lande, Pommern, Holstein, und mehrern Provinzen und Städte Deutschlands nahmen nach und nach das augsburgische Glaubensbekänntniß an. Dabei fehlte es aber auch nicht, wie leicht zu erachten, an Ir-

rungen und Streitigkeiten, weil man auf der andern Seite eben so eifrig bedacht war, die evangelische Lehre zu unterdrüken und zu hindern, und diese Irrungen brachen auch zuweilen in offenbare Kriege aus. Dahin gehören insbesondre die Händel zwischen den Häuptern des schmalkaldischen Bundes, und dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig. Dieser leztere, ein abgesagter Feind der evangelischen Lehre, behandelte die Städte Goslar und Braunschweig, welche das augsburgische Glaubensbekenntniß angenommen hatten, und dem schmalkaldischen Bunde beigetreten waren, feindselig. Nachdem nun die Häupter dieses Bundes, die sich der bedrängten Städte vermöge desselben annehmen musten, alles versucht hatten, die Sache beizulegen, und er in Ausübung fernerer Feindseligkeiten gegen die gedachten Städte unaufhörlich fortfuhr, so entschlossen sich diese endlich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Kurfürst von Sachsen gieng ihm mit einem ansehnlichen Heer zu Leibe, und zwang ihn, sein Land zu verlassen, und seine Zuflucht zu dem Herzog von Baiern zu nehmen. Wir werden in der Folge vernehmen, wie der Kaiser nachgehends dieses Unternehmen auslegte. Unbeträchtlicher waren die Irrungen, welche zwischen dem Kurfürsten von Sachsen, und seinem Vetter, dem Herzog Moriz entstunden. Denn obgleich beide einander mit Heerskraft entgegen gerükt waren,

ren, und ein Treffen sehr nahe zu seyn schien; so vermittelte doch der Landgraf Philipp einen Vertrag zwischen ihnen, und verhinderte den wirklichen Ausbruch des Kriegs, so daß ihre Soldaten die sich nach dem Anfang des Jahrs 1542. im Felde gezeigt hatten, bereits vor Ostern auseinander gehen, und ihre Osterfladen in Ruhe verzehren konnten. Daher erhielt auch die ganze Begebenheit den Namen des Fladenkriegs. Noch minder wichtige Fälle übergehen wir hier mit Stillschweigen.

Der Stillstand zu Nizza dauerte nicht so lange, als er seiner Anlage zu Folge, hätte dauern sollen. Karl der V. und Franz der I. hatten sich, wie wir wissen, deswegen miteinander zu Aiguesmortes unterredet, und einander bei dieser Zusammenkunft alle Merkmale der lebhaftesten Freundschaft gegeben, so erbittert sie auch vorhin auf einander gewesen waren. Bald nach dieser Zusammenkunft empörten sich die Einwohner von Gent gegen den Kaiser, und Karl fand für nöthig sich in Person dorthin zu begeben, um diese Empörung zu stillen. Da er sich aber zur Zeit in Spanien befand, so ließ er durch eine Gesandschaft bei dem König in Frankreich um einen freien Durchzug durch seine Staaten anhalten. Er verlangte zu seiner Sicherheit nichts als das Ehrenwort Franzens. Dieser gab es auch ohne Umstände, und verachtete den eigennüzigen Rath ei-

niger

niger von seinen Ministern, die ihn erinnerten, izt hätte er die erwünschteste Gelegenheit, sich wegen seiner vormaligen Gefangenschaft an Karln dem V. zu rächen. Doch wollte er diesen Umstand nicht so ganz ungenüzt lassen, und einen Versuch machen, ob er bei dieser Gelegenheit nicht die Abtretung des Herzogthums Mailand vom Kaiser erlangen könne. Er ließ demselben, durch seinen Minister, den **Connetable Montmorency**, die Sache vortragen. Karl hörte den Vortrag ganz geneigt an, und gab dem Connetable die zweideutige Antwort: **alles, was sein Herr, der König von Frankreich, wolle, das wolle er auch.** Auf seiner Reise durch Frankreich ward er allenthalben mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, und Franz glaubte nunmehro im Besiz des Herzogthums Mailand zu seyn. Als aber der Kaiser über die Gränze war, und Montmorency ihn an die Erfüllung seines Verspechens erinnerte, erklärte er sich: **es bleibe allerdings bei dem, was er versprochen habe: sein Herr, der König von Frankreich wolle das Herzogthum Mailand, und das wolle er auch, mithin werde er es eben für sich behalten.** Mit dieser höhnischen Antwort mußte der Connetable zu seinem äuserſten Verdrusse abziehen: auch fiel er darüber bei seinem Herrn, der es sehr übel aufnahm, daß er sich nicht behutsamer bei der Sache betragen hätte, in die höchste Ungnade.

Der äuserst aufgebrachte König Franz dachte nunmehr auf Mittel, sich an dem Kaiser, der ihn, wie er behauptete, hintergangen hatte, zu rächen, und die Gelegenheit hierzu bat sich ihm auch in kurzem dar. Er hatte zween Gesandten, Caesar Fregoso, und Anton Rincon, mit geheimen Aufträgen nach Venedig abgeschikt, weil er diese Republik gerne in ein Bündniß wider den Kaiser gezogen hätte. Der erstere dieser Gesandten war ein Genueser, der andre aber ein Spanier, der aus seinem Vaterlande war vertrieben worden. Rincon sollte auch von Venedig aus nach Konstantinopel in Angelegenheiten seines Principals abgehen, wie einige melden. Als diese beide, die sich unterwegens für nichts weniger als für französische Abgesandte ankündigten, durch das Herzogthum Mailand reiseten, wurden sie unterwegens angefallen, und ermordet. Nun erhob Franz abermal, wie vordem bei der Hinrichtung des Maraviglia, laute Klagen über Verlezung des Völker- und Gesandschaftsrechts, und beschuldigte den Kaiser, daß sein Statthalter im Mailändischen, der Marquis del Vasto, diesen Mord auf seinen Befehl veranstaltet habe. Der Kaiser hingegen behauptete, daß dieser Vorfall, der überhaupt in Italien nichts seltnes sei, ohne sein Wissen und Befehl geschehen, und daß überhaupt das Gesandschaftsrecht an diesen beiden auf keine Weise habe verlezt werden können, da sie

nicht im Charakter eines königlichen Abgesandten gereiset wären.

Franz brach indessen ohnerachtet der Rechtfertigung des Kaisers den Stillstand zu Nizza, und rüstete sich zum Kriege. Hierzu alliirte er sich mit dem türkischen Grossultan, mit den Venetianern, und mit den Königen von Dänemark und Schweden. Er wiegelte auch den Herzog Wilhelm von Kleve, wider den Kaiser auf, der ihm die Succession im Herzogthum Geldern verweigert hatte. Der Kaiser hingegen hatte den König Heinrich den VIII. von England, von dessen Beistande er sich viel versprach, zum Bundsgenossen.

Nachdem Franz mit seinen Allirten alles zur Richtigkeit gebracht hatte, kündigte er dem Kaiser förmlich den Krieg an, worauf er ihn an verschiedenen Orten zugleich angrif. Der Herzog von Kleve machte in den Niederlanden den Anfang, und wurde von einem französischen Heere unterstüzt, das der Herzog von Orleans anführte. Ausserdem standen noch zwei verschiedne französische Heere unter den Befehlen des Dauphins und des Herzogs von Vendome an den spanischen und niederländischen Gränzen und ein drittes in Piemont. Der türkische Kaiser hatte eine Flotte, unter dem Kommando des bekannten Barbarossa abgeschickt, um dem Kaiser zur See eine Diversion zu machen. Diese Flotte landete

an

an verschiednen Küsten des mittelländischen Meers, und verübte allenthalben viele Grausamkeiten.

Karl von so vielen Feinden angegriffen, muste izt, so mächtig er auch war, doch seine Zuflucht zur Staatsklugheit nehmen, die ihm auch hier sehr nüzlich war. Erst demüthigte er den Herzog von Kleve, und zwanz ihn, daß er ihm zu Venlo fußfällig Abbitte thun, sich seiner Ansprüche auf Geldern begeben, und dem Bündnisse mit Frankreich entsagen müste. Hierauf traktirte er mit den Königen von Dänemark und Schweden, welche sich auch sehr bereitwillig finden liessen, einen Friedensvergleich mit ihm zu schliessen. Nun kehrte er seine Macht gegen Frankreich, und zwar mit glüklicherm Erfolge, als das vorigemal. Die türkische Flotte, so viel Schreken sie auch anfangs um sich her verbreitet hatte, war von den Küsten des mittelländischen Meers weggeschlagen worden; die französischen Heere, die sich in den Niederlanden, in der Pikardie und in Champagne befanden, wurden dergestalt in die Enge getrieben, daß man einen Theil derienigen Armee, die in Italien stand, kommen lassen muste. Der König selbst lag an einer Krankheit darnieder, welche durch das Misvergnügen über sein widriges Glük vermehrt wurde, und muste immer neue Botschaften anhören, welche ihm den Sieg seines Feindes, und die Niederlage seiner Truppen verkündigten. Der Kaiser

ser hatte sich zwar vorgesezt, biß an Paris vorzurücken, und dieser Vorsaz glükte ihm auch ziemlichermaßen, indem er der Stadt mit seinem Heere sehr nahe kam, und durch seine Annäherung die Bewohner derselben in das äuserste Schrecken versezte, so, daß alles flohe, was fliehen konnte; allein er befand sich bei dieser allzukühnen Unternehmung doch auch nicht zum Besten. Er hatte sich, wie es seine Generals vorausgesehen, durch allzutiefes Eindringen in die feindlichen Lande zu weit von seinen Magazinen entfernt, und die Folgen seines muthigen Entschlusses würden gewiß Reue über denselben bei ihm hervorgebracht haben, wenn nicht das Glük gewollt hätte, daß er sich gerade noch zu rechter Zeit der französischen Magazine zu Chateau Thierry d' Epernai bemächtigte. *) Er unterließ auch, dieses erhaltenen Vortheils ohnerachtet, das weitere Vordringen; und da ihm Franz Friedensvorschläge thun ließ, bezeigte er sich geneigt, in Unterhandlungen zu treten.

Der

*) Sleidan berichtet, die Franzosen hätten bei der Annäherung des Kaisers, was sie aus den Magazinen fortbringen konnten, zu Wasser eiligst fortgeschleppt, und das Uebrige, samt dem Ort in Brand gestekt. L. XV. p. m. 265. b. — Es kam also wahrscheinlicher Weise nur ein Theil des Vorraths dieser Magazine in die Gewalt des Kaisers.

Der Friede kam zu Crespy *) in kurzer Zeit zu Stande. Die Artikel des cambraier Friedens wurden dabei abermal zum Grunde gelegt, und beschlossen, daß beide Theile einander die seit dem Stillstand zu Nizza gemachten Eroberungen wieder zurük geben sollten. Frankreich entsagte seinen Ansprüchen auf Aragonien, Neapel, Flandern, Artois, und andre Stücke von den Niederlanden; der Kaiser aber wiederholte seine vormalige Renunciation auf Burg und andere Länder und Oerter, die er vermöge der Gerechtsame dieses Herzogthums in Anspruch nehmen konnte. Zugleich wurde verabredet, daß der Herzog von Orleans sich entweder mit der ältesten Prinzessin des Kaisers, oder mit der zweiten Prinzessin des Königs Ferdinand vermählen sollte, und die Mitgabe in beiden Fällen bestimmt. **)

Alles verwunderte sich, daß ein so wichtiger Friede zwischen zweien Monarchen, die bei Entstehung dieses Kriegs und während der blutigen Auftritte desselben die äuserste Erbitterung gegen einander gezeigt hatten, so unvermuthet zur Richtigkeit kam. Die kaiserlichen Minister und Generals mißbilligten zwar die Art, mit welcher ihr Monarch zu Werke gieng; mit dem Krieg selbst aber

*) A. C. 1544. 18 Sept.

**) SLEIDAN. L. XV. p. m. 266, a. Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II, p. 213.

aber waren sie im Ganzen mehr als wol zufrieden, weil sie in dem Wahn standen, der König in Frankreich würde es mit drei so mächtigen Feinden, als der Kaiser, das Reich, und der König in England wären, unmöglich lange aushalten können, und der gänzliche Verlust seines Königreichs würde die unausbleibliche Folge ihrer Siege seyn. Ihre Einbildungskraft schmeichelte sich schon mit Erlangung ansehnlicher Ehrenstellen und wichtiger Besizungen in dem eroberten Frankreich, *) die ihnen Karl in dem Taumel, worein ihn das Gefühl seiner grossen Macht versezte, auch wirklich versprochen hatte. Alle diese schönen Hofnungen nun auf einmal vereitelt zu sehen, mußte ihnen, wie leicht zu erachten, empfindlich auffallen. Auch wollten es ihm verschiedene Politiker der damaligen sowol als den neuern Zeiten für einen wichtigen Staatsfehler anrechnen, daß er diesen Frieden schloß. Es ist ihnen unbegreiflich, wie er zu einer Zeit, da er noch immer hoffen konnte, grosse Vortheile über seinen Gegner zu erhalten, Punkte genehmigen konnte, die ihm im Grunde immer nachtheilig waren. Hieher zählt man hauptsächlich diejenigen Artikel, welche im Betref der Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer Prinzessin des Kaisers oder des römischen Königs, und der in beiden Fällen zu bestimmenden Mitgabe verabredet

*) SLEIDAN. L. XV. p. m. 266. b.

det wurden. Der Kaiser hatte nämlich seiner Prinzessin die Grafschaft Burgund und die Niederlande, der Prinzessin seines Bruders aber das Herzogthum Mailand zur Mitgabe bestimmt. Es läßt sich aber nicht ohne Grund einwenden, daß es ihm mit diesen Artikeln keineswegs Ernst gewesen, und daß ein so erfahrner Staatsmann, wie Er war, schon Ausflüchte würde gefunden haben, wenn man von Seiten Frankreichs auf die Vollziehung der verabredeten Vermählung gedrungen hätte. *) Rechnet man nun diesen Umstand ab, so war der Friede zu Crespy so gar nachtheilig nicht für den Kaiser, als man vielleicht glauben mochte.

So viel bleibt indessen gewiß, daß man allerdings Ursache hatte, sich über diesen Friedensschluß zu verwundern, und auf Bedenklichkeiten zu gerathen. Karl war bei dem Anfang dieses Kriegs auf Franz den I. so erbittert, daß er im Zorn seiner Würde vergaß, und seinen Gegner, völlig im Ton eines Romanenritters, zu einem Zweikampfe ausforderte. Er hatte seine ganze Macht gesammelt, dem König in Frankreich recht wirksam zu Leibe zu gehen, und mehr als einmal geäusert, daß er nichts geringers zur Absicht habe, als ihn aus seinem Reiche völlig zu vertreiben.

*) Indessen befreite ihn der Tod des Herzogs von Orleans, der bald nach dem Friedensschluß erfolgte, von aller Verlegenheit.

Er verwarf die reifen und klugen Rathschläge seiner erfahrensten Generale, und ließ sich von seiner wilden Hitze in die grössesten Gefahren hinreissen. Er gab sich alle ersinnliche Mühe, die Reichshülfe der deutschen Stände zu erhalten, und brachte es dahin, daß der König in Frankreich auf dem Reichstag zu Speier mit dem Prädikat eines allgemeinen Feindes der Christenheit belegt wurde. — Alle diese Umstände zusammengenommen, und dann so ganz unvermuthet, der Friede zu Crespy! Eine so schnelle Veränderung muste nothwendig die Verwunderung und Aufmerksamkeit aller derienigen rege machen, denen daran gelegen war, die Ursachen derselben zu erforschen und zu kennen.

Besondre Gründe mußten es allerdings seyn, die Karln den V. bestimmten, mit Frankreich Friede zu machen. Er sahe vielleicht, nachdem sich die erste Hize seines Zorns gelegt hatte, daß er seine grosse Absicht, Frankreich völlig zu demüthigen und von sich abhängig zu machen, doch nie erreichen würde, und dies konnte schon ziemlich hinlänglich seyn, ihn zu einem Frieden geneigt zu machen, zumal da er bei dem Kriege, wenn man seine Zurüstungen, und die Vortheile, die er erhielt, in ein Verhältniß bringt, eben nicht viel gewonnen hatte. Eine andre Triebfeder war der heilige Vater zu Rom, der es, wie bereits erwähnt worden, längst gerne gesehen

hätte,

hätte, wenn sich der Kaiser von auswärtigen Kriegen los gemacht, und seine Waffen gegen die Protestanten gekehrt hätte. Man darf nur den Geschichtschreiber Sleidan, dem gewiß kein Kenner das Verdienst eines redlichen und wahrheitsliebenden Mannes absprechen wird, vergleichen, um zu sehen, wie viele Mühe sich der Pabst gab, Karln gegen die schmalkaldischen Bundesverwandten in Thätigkeit zu sezen.

Und diese väterliche Absicht hatte Seine Heiligkeit nunmehr erreicht. So bald der Kaiser seinen Frieden mit Frankreich zur Richtigkeit gebracht hatte, schloß er zur Unterdrückung der Protestanten ein Bündniß mit dem römischen Hof. *) Der Pabst bewilligte eine ansehnliche Hülfe, **) und nun suchte man in dieses Bündniß zu ziehen, wen man darein ziehen konnte. Nicht nur die katholischen deutschen und italiänischen Fürsten traten demselben bei, sondern auch der über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen misvergnügte Herzog Moriz von Sachsen, dem der Kaiser Hofnung zur sächsischen Kurwürde gemacht hatte, ließ sich überreden mit der päbstlichen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen, ohnerachtet er ein Protestant war. Die versprochne kurfürstliche Würde war freilich der

 Angel,

*) A. C. 1546. 26 Jun.
**) SLEID. L. XVII. p. m. 304.

Angel, woran sich sein Ehrgeiz fieng. Hierauf fieng man allmählich an, die Sache so einzuleiten, daß am Ende nothwendig einer der blutigsten Kriege ausbrechen muste.

Aber man wollte doch nicht nach dem gemeinen Sprüchwort, mit der Thüre ins Haus fallen, sondern die Sache muste doch einen Schein der Gerechtigkeit haben, wenn es vor den Augen der Welt hübsch heraus kommen sollte. Daher muste erstlich das längst verlangte Concilium einmal ausgeschrieben werden. Der Pabst erreichte dadurch iene doppelte Absicht. Einmal durfte er nun nicht weiter besorgen, daß der Kaiser und die Stände ein Nationalconcilium veranstalten würden, und zweitens konnten sich izt die Protestanten nicht mehr beschweren, daß man ihr Begehren in Ansehung einer anzustellenden Kirchenversammlung nicht in Betrachtung gezogen habe. Um eine Probe zu geben, wie geneigt er sei, ihrem Verlangen zu willfahren, ließ er sich so gar gefallen, das Concilium an einen Ort in Deutschland zu verlegen, nämlich nach — Trident, dichte an den Gränzen von Italien, an einen Ort, wo es eben so gut ein freies Concilium heisen konnte, als wenn es der heilige Vater nach Bologna, oder nach Florenz — oder gar in seinen Vatikan hingepflanzt hätte. Welche ungemeine Billigkeit! — Die protestirenden Stände fanden indessen die päbstliche Anstalt nicht im geringsten billig,

sondern protestirten dawider, und weigerten sich, es zu beschicken. Der Kaiser hingegen ließ sich den Ort des Conciliums gefallen, und gab seine Bewilligung zur Eröfnung desselben, welche auch im Jahr 1545. den 13 December wirklich erfolgte. — Uebrigens soll von dieser Kirchenversammlung, und den vornehmsten Merkwürdigkeiten derselben im folgenden Theile, welcher der Kirchengeschichte dieses Zeitraums gewidmet ist, ausführlicher gehandelt werden.

Indessen rüstete sich der Kaiser und seine Bundsgenossen mit aller Macht zum Kriege. Da diese Zurüstung den schmalkaldischen Bundesgenossen bedenklich vorkam, so liessen sie auf dem Reichstage, der im Jahr 1546. zu Regenspurg gehalten wurde, bei dem Kaiser anfragen: wohin seine grossen Zurüstungen abzielten? Sie bekamen aber weiter keine Antwort, als: **man wolle die rebellischen Stände, welche Unruhen im Reich anfiengen, mit den Waffen zu Beobachtung ihrer Pflichten zwingen.** *) Dieses war immer deutlich genug, um den Häuptern des schmalkaldischen Bundes zu verstehen zu geben, daß es ihnen vornämlich gelten sollte. Sie sezten sich demnach in die erforderliche Gegenver-

*) Rebelles imperio, et motuum auctores nulla alia uia ad officium trahi posse, armis compellendos esse. LAMBERT. HORTENSIVS.

genverfassung, und so entstand der sogenannte deutsche oder schmalkaldische Krieg. *)

Die Antwort des Kaisers war in der That nicht viel weniger, als eine förmliche Kriegserklärung. Der Pabst munterte ihn und seine übrigen Bundsgenossen zu dem vorhabenden Kriege, als zu der heiligsten und verdienstlichsten Handlung auf. Die protestirenden Fürsten untersuchten anfangs, ob es auch erlaubt sey, daß sie sich mit dem Kaiser in einen Krieg einliessen? Der Beyrath ihrer Theologen war es nicht, was sie zum Kriege bestimmte, und man kann diesen Theologen, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen, nicht Schuld geben, daß sie das Kriegsfeuer angeblasen hätten. Der Kaiser und seine Alliirten waren die Urheber und Anfänger des Kriegs, nicht die schmalkaldischen Bundesgenossen, und da diesen nichts übrig blieb, als sich entweder den Aussprüchen des Pabstes und seines höchstparteiischen Conciliums ohne weiters zu unterwerfen, oder sich gegen eine mächtige

*) Die vornehmsten Geschichtschreiber dieses Kriegs sind: Lud. ab AVILA de bello Germanico a Carolo V. gesto, Antvp 1550. 8. Seb. SCHERTLINI historia belli smalcaldici, Lud. ab Avila commentt. de bello Germ. opposita, ap. MENKEN. T. III. p. 1362. Lamb. HORTENSIVS de bello Germ. Bas. 4. et ap. SCHARD. T. II. p. m. 1579. SLEIDAN. lib. XVII. sqq. Geschichte des Religionskriegs und Religionsfriedens 1760. 8.

mächtige Allianz zu vertheidigen, so war es allerdings das anständigste für sie, daß sie das lezte wählten, und der Krieg war gerecht. Denn sie ergriffen die Waffen nicht als Rebellen, sondern als Vertheidiger der deutschen Freiheit, und der einmal erkannten Wahrheit, und führten dieselben nicht so wol wider den Kaiser, als vielmehr wider den Pabst, und, die römische Klerisei von welchen sich der Kaiser zum Werkzeug der Unterdrükung der Protestanten gebrauchen ließ. Sie brachen also, nachdem sie in einem besondern Manifest der Welt die Gerechtigkeit ihrer Sache vor Augen gelegt hatten *) mit einem Heer von 80000 zu Fuß und 9000 zu Pferd, wozu noch der Herzog von Würtemberg mit 15000 Mann kam, auf, und nahmen ihren Zug durch Franken, gegen die Donau zu.

Auf das Manifest der schmalkaldischen Bundesgenossen folgte von Seiten des Kaisers die Achtserklärung der beiden Häupter derselben, des Kurfürsten von Sachsen, und des Landgrafen von Hessen. **) Der Kaiser ließ sichs auch gar nicht irren, daß man ihm einwenden konnte, er hätte in dieser Sache nicht eigenmächtig verfahren, sondern sich erst mit den Kurfürsten hierüber berathschlagen sollen. Er gab zu seiner Entschuldigung vor, die Verbrechen, deren sich der Kur-

 fürst

*) A. C. 1546. 15 Jul. SLEID. L. XVII. p. m. 307. a.
**) A. C. 1546. 20 Jul. SLEID. L. XVII. p. m. 310. b.

fürst und der Landgraf schuldig gemacht hätten, wären zu notorisch gewesen, als daß es noch der Formalitäten eines ordentlichen Achtsprocesses dabei bedurft hätte. Die Vollziehung der Acht übertrug der Kaiser seinem Bundesgenossen, dem Herzog Moriz von Sachsen.

Der Kurfürst und der Landgraf verachteten zwar die wider sie ergangene kaiserliche Achtssentenz, und beantworteten dieselbe mit einem Fehdebriefe *) im Grunde aber wäre es besser gewesen, wenn sie gleich anfangs ihren Vortheil besser in Acht genommen, und den Krieg mehr mit dem Degen, als mit der Feder geführt hätten. Der Kaiser, der anfangs, als er ihnen die angeführte Resolution in Ansehung der Kriegsrüstungen gab, seine Truppen noch bei weitem nicht beisammen hatte, bekam durch diesen Federkrieg Zeit, sie zu sammeln, und ihnen mit Macht zu begegnen. Die bereits erzählte Einrichtung, vermöge deren das oberste Regiment unter den Häuptern des Bundes abwechselte, und die dadurch verursachte Uneinigkeit derselben trug auch nicht wenig bei, daß die schönsten Gelegenheiten, dem Feind Abbruch zu thun, versäumt wurden. Einer der schlimmsten Umstände war, daß der Kurfürst Johann Friedrich, von seinem Vetter dem Herzog Moriz nicht das geringste befürchtete, und

*) A. C. 1546, 11 Aug. SLEID. L. XVII. p. m. 314. a. coll. L. XVIII. p. m. 318. a.

und ihm sogar, da er zu Felde zog, die Aufsicht über die sächsischen Kurlande übertrug. Und eben dieser Moriz war es, der das Geschäfte über sich nahm, die kaiserliche Achtserklärung zur Vollziehung zu bringen.

Dieses Geschäfte wurde ihm auch gar nicht schwer. In einem Zeitraum von ungefähr funfzehn Tagen bemächtigte er sich der kursächsischen Staaten beinahe völlig. Die gesammten protestirenden Fürsten nahmen zwar dieses Betragen eines Standes aus ihrem Mittel sehr übel auf: allein Moriz achtete weiter nicht darauf, als daß er ein Manifest zu seiner Vertheidigung ausgehen ließ, worinn er unter andern auch anführte: „daß er die Vollziehung der Acht aus Freundschaft gegen den Kurfürsten unternommen, um zu verhindern, daß die Lande seines Vetters nicht in fremde Hände kommen möchten, weil der Kaiser auserdem die Sache seinem Bruder, dem römischen Könige würde übertragen haben.“ *) In der That war Moriz ein eben so staatskluger, als tapferer Herr. Er hatte einmal sein Absehen auf die sächsische Kurwürde gerichtet: diese zu erhalten, muste er sich in dieser Sache als ein treuer Bundsgenosse des Kaisers betragen. Wir werden vernehmen, wie er sich betragen habe, nachdem er seine Absichten erreicht hatte, und wie er auch diese Veränderung seiner Gesinnungen zu entschuldigen wuste.

*) SLEID. L. XVII. p. m. 327.

ste. Wenn sich also auch gleich nicht sagen läßt, daß er als ein Freund seines Vetters, des Kurfürsten — mit dem er ohnehin nie recht einig war, — gehandelt habe; so ist doch nicht zu läugnen, daß er lediglich aus den angeführten ehrgeizigen Absichten in das Bündniß mit dem Kaiser getreten und nie ein wirklicher Feind des schmalkaldischen Bundes gewesen sei, wie solches die Geschichte hinlänglich bestätigt.

Indessen sahe sich, da Moriz von den kursächsischen Ländern zu Folge der Achtssentenz, Besiz nahm, der Kurfürst Johann Friedrich genöthigt, seine auswärtigen kriegerischen Unternehmungen zu unterbrechen, und nach seinen Landen zurükzukehren, um derselben nicht gänzlich beraubt zu werden. Auf gleiche Weise muste auch der Landgraf Philipp, dem das nämliche Schiksal bevorstand, nach seinen Landen zurük kehren, um dieselben zu vertheidigen. Dies stand eigentlich in dem Plan des Kaisers, dessen Grundsaz es von ieher gewesen war, seine Feinde, die sich gegen ihn verbunden hatten, erst zu trennen, und hernach einen nach dem andern anzugreifen. Vermittelst der Achtserklärung des Kurfürsten und Landgrafen hatte er diese Absicht vollkommen erreicht: beide Fürsten, die mächtigsten im Bunde, wurden genöthigt, sich mit ihren Truppen von der Bundesarmee zu trennen, und nun war es ihm leicht, mit den Uebrigen fertig zu werden.

den. *) Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, und der Herzog von Würtemberg waren die ersten, an welche die Reihe kam. Karl zwang sie, sich zu unterwerfen und seine Gnade mit ansehnlichen Geldsummen zu erkaufen.

Nunmehr gieng er auf den Kurfürsten von Sachsen los. Dieser war zwar, nachdem er in seinen Landen wieder angekommen war, so glüklich gewesen, daß er alles, was ihm der Herzog Moriz abgenommen hatte, wieder eroberte: er war hierauf Morizen selbst zu Leibe gegangen, und hatte sich des grösten Theils seiner Lande bemächtigt, so daß dem Herzog ausser den Städten Dresden und Leipzig, die der Kurfürst nicht hatte erobern können, fast nichts überblieb: ja er gieng so gar damit um, dem Kaiser durch einen Einfall in Böhmen eine Diversion zu machen: Er hatte den König in Frankreich in sein Interesse gezogen, und dieser hatte ihm ansehnliche Subsidien versprochen. Aber eben in diesem

*) Der Kaiser gab seine Gesinnung, und die Freude über die Trennung des schmalkaldischen Bundes auch vorzüglich dadurch zu erkennen, daß er einen sogenannten Siegesthaler prägen ließ, auf dessen einer Seite der Adler mit einem zerrissenen Stricke steht, mit der Umschrift: Laqueus Smalcaldicus ruptus est, et nos liberati sumus. S. Kölers Münzbelust. T. III. p. 57. Gesch. d. t. N. v. C. G. H. B. II. p. 224.

sem kritischen Zeitpunkte starb Franz der I. *) und die französischen Subsidien blieben aussen, ein Umstand, der für den Kurfürsten äuserst nachtheilig war. Er konnte seine Armee nun nicht gehörig besolden, und muste alle seine Klugheit zusammen nehmen, um seine Offiziere und Soldaten bei guter Laune zu erhalten.

In dieser Verfassung überraschte ihn der Kaiser. Der Kurfürst hatte seine Armee nicht beisammen; ein Theil war in Morizens Landen, der andre in Böhmen, und die Truppen, die er bei sich hatte, beliefen sich etwann auf 9000 Mann. Er schmeichelte sich immer, daß das kaiserliche Heer noch weit entfernt wäre, und daß er noch wol Zeit gewinnen würde, seine Truppen zusammenzubringen; endlich aber wurde er zu seiner Bestürzung inne, daß er sich geirret habe. Er lagerte sich daher auf der Lochauer Heyde, bei Mühlberg, an der Elbe. Der Ort, wo er sich postirt hatte, war allerdings sehr vortheilhaft: denn das kaiserliche Heer stand ienseits der Elbe, und muste folglich zuerst den Strom passiren, ehe es die sächsische Armee, die von der Seite durch einen Wald bedekt war, angreifen konnte. Aber er wurde von seinen eignen Unterthanen verrathen. Ein Bauer zeigte den kaiserlichen Offizieren einen Furth über den Strom, und der Kaiser nahm hierauf keinen Anstand denselben zu passiren,

*) A. C. 1547. 31 März.

ten, wobei verschiedne seiner vornehmsten Offiziere den Soldaten mit Beispielen der Unerschrockenheit vorgiengen, so daß der Uebergang leichter bewerkstelligt wurde, als man es anfänglich geglaubt hatte. Den tapfern Kurfürsten verließ sein Muth, der drohenden Ueberlegenheit der feindlichen Macht ohnerachtet nicht: er stellte seine Armee in Schlachtordnung, und erwartete den Angrif mit aller Entschlossenheit.

Also kam es zu ienem blutigen Treffen bei Mühlberg *) welches für den Kurfürsten so unglüklich ausfiel. Der Kaiser kommandirte in Person ein zahlreiches Heer, welches aus Spaniern, Italiänern, Niederländern, Deutschen und Ungarn **) bestund, welche meistentheils für Begierde brannten, gegen die Ketzer und Anhänger der neuen Lehre zu fechten, und den apostolischen Segen des heiligen Vaters dadurch zu verdienen. Gegen diese Macht muste sich der Kurfürst mit seinen 9000 Mann wehren. Nicht nur sein Heer, sondern auch er selbst fochte zwar mit ungemeiner Tapferkeit; zulezt aber muste er nicht allein

*) A. C. 1547. 24 April.

**) Die gleichzeitigen Geschichtschreiber erwähnen bei diesem Krieg der Husaren, die sich unter dem kaiserlichen Heer befanden. Sleidan beschreibt sie folgendermassen, Equites Pannonici dicuntur *Hussari*, genus hominum *valde rapax et immite*. L. XVIII. p. m. 326. a.

allein der Uebermacht weichen, sondern auch selbst als ein Gefangener in die Gewalt des Kaisers gerathen. Es wird manchen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen die nähern Umstände der Gefangennehmung und Gefangenschaft des Kurfürsten Johann Friedrichs erzähle, wie sie uns von gleichzeitigen Geschichtschreibern, dem **Lambertus Hortensius** und **Sleidanus** *) überliefert worden sind.

Einige Spanier und Italiäner aus der kaiserlichen Reuterei brachten den Kurfürsten, der sich nach einer tapfern Gegenwehr und nachdem er durch einen Hieb in den linken Backen war verwundet worden, gefangen geben muste, in seiner völligen Rüstung, zu Pferde, vor den Kaiser, bei welchem sich der König Ferdinand, der Herzog Moriz, der Herzog von Alba, nebst andern seiner vornehmsten Generale und Offiziere befanden. Der Kurfürst, der schon von Person stark und schwer, überdieses geharnischt und durch die Hitze des Gefechts äuserst abgemattet war, konnte nicht vom Pferde absizen, ob er es gleich zu verschiedenenmalen versuchte; der Kaiser befahl ihm also, zu Pferd zu bleiben. Hierauf nahm der Kurfürst seinen Helm ab, und sagte: **Allergnädigster Kaiser, ich ergebe mich an Eure Maiestät als ein Gefangener,**

*) LAMB. HORTENS. L. VII. ap. SCHARD. T. II. p. 1653. SLEID. L. XIX. p. m. 340. b.

ner, weil es mein Schiksal so gewollt hat. *) Der Kaiser antwortete: Izt nennt Ihr mich Allergnädigster Kaiser? vor kurzem lautete es ganz anders. **) Der Kurfürst schwieg hierauf eine Weile: endlich aber sagte er: Ich bitte, Eure kaiserliche Maiestät, mir ein fürstliches Gefängniß zu gewähren. Der Kaiser erwiederte: Also bin ich nun Kaiser? Ich werde Euch halten, wie Ihr es verdient habt. ***) Der König Ferdinand rükte dem Kurfürsten auf, daß er ihn und sein Haus um das Königreich Böhmen zu bringen gesucht habe. Hierauf übergab ihn der Kaiser an den Herzog von Alba, der ihn einen von seinen Offizieren als einen Gefangenen zu bewahren auslieferte.

Die

*) Ego me clementissime Caesar, *in hac mea fortuna* captiuum tibi dedo. L. HORT. l. c.

**) Nunc me clementissimum Caesarem uocas? — *Nuper haudquaquam ita*! ID. — Die Bundesverwandten hatten sich nämlich bei ihrem Manifest und Kriegserklärung über die Formel vereinigt. Karl, der sich römischer Kaiser nennt. — Vergl. Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 222.

***) *Oro*, inquit, *ut ea me fortuna serues, quae principe uiro digna est.* Tum Caesar: *Nunc tibi sum Caesar? sed ut te dignum est, excipiam.* L. HORT. l. c.

Die Freude des Kaisers und seiner Bundsgenossen über diesen Sieg und über die Gefangenschaft des Kurfürsten war ohne Gränzen. Besonders war der päbstliche Hof für Freude ausser sich, weil man nun die Protestanten völlig unterdrükt zu haben glaubte. Der Pabst legte dem Kaiser die prächtigen Titel Maximus et Gloriosissimus bei, und veranstaltete alles, wodurch er seine Freude ausdrüken konnte. Die Protestanten hingegen waren, wie leicht zu erachten, durch den erlittenen Verlust äuserst betroffen. Man trug sich mit der Sage, daß die Sonne am Tag des Treffens blutroth und sehr verdunkelt gewesen sey, welches wol aus natürlichen Ursachen so mag gekommen seyn. Der Herzog von Alba wurde befragt, ob er dieses Phänomen nicht auch bemerkt hätte? Er antwortete aber: er habe damals zu viel auf Erden zu thun, und keine Zeit gehabt, umzüsehen, was am Himmel vorgienge. *)

Der Kaiser belagerte nach erfochtenem Sieg bei Mühlberg die Stadt Wittenberg. Nachdem er drei Tage vor dieser Stadt gelegen war, ließ er dem gefangenen Kurfürsten als einem Rebellen das Todesurtheil ankündigen. **) Es ist nicht aus-

*) SLEID. L. XVIII. p. m. 340. b. Gesch. d. t. R. v. E. G. H. B. II. p. 226.

**) SLEID. L. XVIII. p. m. 341. a. L. HORTENS. L. VIII. ap. SCHARD. p. m. 1654.

ausgemacht, ob Karl der V. diesen Schritt aus eignen Antrieb gethan, oder ob die Einwirkung des päbstlichen Botschafters Ursache dazu gewesen sey, wie einige Geschichtschreiber melden. Der Kurfürst hörte diese Todesbotschaft ruhig und gelassen an, und äuserte blos: „er hätte sich nicht vorgestellt, daß der Kaiser so ungnädig mit ihm verfahren würde; indessen sollte man ihm bei Zeiten Nachricht geben, ob es desselben wirklich ernstliche Meinung wäre, damit er vorhero in den Angelegenheiten seiner Gemahlin und Kinder die nöthigen testamentlichen Verfügungen treffen könnte.„ *) Thuanus **) meldet, daß er nach Anhörung iener schreklichen Ankündigung den Herzog Ernst von Braunschweig, der ebenfalls bei Mühlberg war gefangen worden, und sich bei ihm befand, eingeladen habe, Schach mit ihm zu spielen.

Das dem Kurfürsten angekündigte Todesurtheil kam nicht zur Vollziehung. Karl besann sich entweder bald, wie nachtheilig ihm ein solches Verfahren würde ausgelegt werden, oder es ist, wenigstens meiner Meinung nach, glaublicher, daß er nur gesucht habe, den Kurfürsten dadurch in Furcht zu sezen und ihn zu nöthigen, alles was er von ihm fordern würde, desto eher zu bewilligen. Vornämlich war es ihm um die Eroberung

*) SLEIDAN. et HORTENS. ll. cc.

**) THVAN. L. IV. p. 78.

der Stadt Wittenberg zu thun. Der Kurfürst befahl, nach dem Verlangen des Kaisers, der Besazung, daß sie sich ergeben sollte: dieses geschahe, und nun wurden ihm von Seiten des Kaisers folgende Bedingungen vorgelegt: Er sollte sich 1) für sich und seine Prinzen der kurfürstlichen Würde begeben, wogegen ihm und seiner Familie gewisse Einkünfte ausgesezt wurden, und 2) alles annehmen, was das Concilium zu Trident beschliessen würde. Der leztern Forderung widersezte sich aber der Kurfürst standhaft, und erklärte, daß er sie nie bewilligen würde, wenn es ihm auch Leib und Leben kosten sollte. Der Kaiser muste ihm diesen Punkt also erlassen, und es blieb allein bei dem erstern. Doch wurde der Kurfürst deswegen nicht aus seiner Haft befreiet, sondern er muste dem kaiserlichen Heer noch fernerhin als ein Gefangener folgen. Der Herzog Moriz aber hatte nunmehr seine Absichten auf die sächsische Kurwürde erreicht. Der Kaiser belehnte ihn damit, sobald Johann Friedrich die ihm vorgelegten Punkte unterzeichnet hatte, und wiederholte die Belehnung im folgenden Jahre, auf einem Reichstag, den er zu Augsburg hielt, mit allen Feierlichkeiten. *) Der ehemalige Kurfürst war bei dieser Solennität zugegen, und sahe sie, nach der Standhaftigkeit die ihm eigen war, ganz gleichgültig und ruhig an. Man gab ihm

zwar

*) A. C. 1548. 24 Febr.

zwar nach diesem bei der Armee des Kaisers nicht mehr den kurfürstlichen, sondern blos den herzoglichen Titel: indessen bediente er sich doch biß an sein Ende des Prädikats eines gebornen Kurfürsten von Sachsen.

Nunmehr machte der Kaiser Anstalt, auch das zweite Haupt des schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen von Hessen zu demüthigen. Der Landgraf konnte auch gar wol voraus sehen, daß er in den Umständen, in welchen er sich befand, gegen die kaiserliche Macht wenig würde ausrichten können; dahero ließ er sich geneigt finden mit dem Kaiser in Vergleichungsunterhandlungen zu treten, welche auch der Kurfürst von Brandenburg, nebst dem neuen Kurfürsten von Sachsen, dem Schwiegersohn des Landgrafen, eifrig zu befördern suchten. Karln dem V. war aber auch nicht unbekannt, daß es einzig die damalige schlimme Lage wäre, was den Landgrafen nöthigte, mit ihm zu traktiren; er ließ sich also, wie er immer zu thun gewohnt war, wenn er das Ueberwiegende seiner Macht fühlte, auf keine annehmlichen Bedingungen ein, sondern bestand schlechterdings darauf, daß sich Philipp unterwerfen sollte. Auch dieses ließ sich derselbe nach dem Rath der beiden Kurfürsten, welche die Mittelspersonen machten, und ihm beständig die Versicherung gaben, daß er für seine Person nichts Nachtheiliges zu besorgen hätte, endlich gefallen. Er muste also nicht

allein sehr harte Bedingungen eingehen, worunter die vornehmsten waren, daß er allen Bündnissen wider den Kaiser entsagen, eine Summe von 150000 Gulden bezahlen, alles sein Geschüz an den Kaiser liefern, alle seine Vestungen, Ziegenhain ausgenommen, schleifen lassen, und seinen Gefangenen, den Herzog Heinrich von Braunschweig, mit Ersezung des Schadens, den er demselben zugefügt hatte, auf freien Fuß stellen sollte: sondern er muste sich auch dem Kaiser zu Halle, unter allen erdenklichen Formalitäten und Feyerlichkeiten fußfällig unterwerfen, und die Festhaltung der angezeigten Punkte geloben. *)

Sollte man nicht denken, Karl der V. hätte sich mit dieser so tiefen Demüthigung des unglüklichen Fürsten, der noch über dieses so harte Vergleichspunkte akkordiren muste, zufrieden stellen können? Er that es nicht. Der Landgraf, welcher, nachdem er den Willen des Kaisers Genüge geleistet, wieder nach seinen Landen abreisen zu können glaubte, wurde, da er sichs am wenigsten vermuthete, gefänglich angehalten. Er hatte nach der bereits erwähnten Ceremonie nebst den Kurfürsten von Brandenburg bei dem Herzog von

*) A. C. 1547. 19 Jun. der Kaiser bezeigte sich bei dieser Ceremonie so ungnädig gegen den Landgrafen, daß er ihn lange auf den Knien liegen ließ, und beim Aufstehen nicht einmal die Hand zu küssen reichte.

von Alba zu Abend gespeiset. Als er aufbrechen, und sich in sein Quartier verfügen wollte, zeigte ihm dieser an, daß er bleiben müsse, und des Kaisers Gefangner sei. Es konnten auch die bisherigen Vermittler seiner Angelegenheiten nicht durch gütliche Vorstellungen bewirken, daß er aus dieser Gefangenschaft entlassen worden wäre. Der Kaiser bezeigte sich allemal, wenn über die Erledigung des Landgrafen mit ihm gesprochen wurde, äuserst ungnädig, und drohte mehr als einmal; „wenn man ihn ferner mit dieser Sache beunruhigen würde, so wolle er ihn nach Spanien abführen lassen,„ wo dann schwerlich an seine Befreiung zu denken gewesen wäre.

Dieses Verfahren machte nicht nur viel Aufsehens unter den deutschen Fürsten, sondern es haben sich auch noch lange nachher die Geschichtschreiber und Geschichtforscher mit der Untersuchung beschäftigt, auf welche Weise Karl der V. ein solches Betragen gegen einen Fürsten, der sich ihm freiwillig unterwarf, habe entschuldigen wollen. Einige behaupten, die ganze Sache sei durch eine Betrügerei des Bischofs zu Arras, und kaiserlichen Ministers, des bekannten Granvella, bewirkt worden. Dieser soll nämlich in die Kapitulation die Worte „der Landgraf solle nicht zu einiger Gefängnis angehalten werden" eingerükt, und hernachmals das Wort einiger in ewiger

ger verzogen haben. *) Andre hingegen, und vornämlich Röler, bestreiten diese Behauptung mit sehr starken Gründen. Man kann auch nicht beweisen, daß sich diese Ausdrüke in der Kapitulationsurkunde selbst vorfinden, wol aber findet man, daß D. Seld, der den Vortrag des Landgrafen im Namen des Kaisers beantwortete, sich der Worte bedient, „es wäre der Wille kaiserlicher Maiestät nicht, daß der Landgraf mit ewiger Gefängnis, oder sonst mit irgend einer Strafe, ausser denen in der Kapitulation festgesezten Punkten, belegt werden sollte." **) Ausserdem wird ein Umstand angegeben, der den Kaiser, dafern er richtig ist, vielleicht bestimmt haben könnte, dem Landgrafen die Gefangenschaft ankündigen zu lassen. Philipp soll nämlich, da ihm die Formel der Abbitte vorgelesen wurde, die seinen Stolz nothwendig

*) Hällische auserlesene Anmerkungen, Th. II. Anm. 12. §. 47. p. 310. MOGENII., historia captiuit. Philippi Magnanimi. Hass. Landgr. (Frf. 1766. 8.)

**) Se. (Caesarem) tamen — non recusare, quin et *a proscriptione* liberetur, et neque supplicio, quod sit commeritus, *neque carcere perpetuo*, neque bonis etiam multetur amplius, quam sit in formula pacis definitum. SLEID. L. XIX. p. m. 345. a. Vergl. Bachmanns Saml. einiger Urkunden zur Geschichte der Gefangennehmung Philipps von Hessen, Mannh. 1768. 8. Riederers Abhandl. aus der Geschichte ꝛc. St. I. p. 33.

wendig beleidigen muste, hönisch gelächelt haben. *) Aber auch dieser Umstand rechtfertigt das Verfahren des Kaisers nicht, als welcher seine Leidenschaften in Rüksicht auf einen ohnehin so sehr gedemüthigten Gegner allerdings besser hätte beherrschen sollen. Er schadete sich auch mehr dadurch, als er damals glauben mochte: denn ein so widerrechtliches und übereiltes Betragen verrieth seine geheimen Absichten nur allzudeutlich, und machte auf die deutschen Fürsten, hauptsächlich auf diejenigen, welche bei der Sache näher interessirt waren, für ihn sehr nachtheilige Eindrücke. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hatten dem Landgrafen feierlichst zugesagt, daß er für seine Person nichts Widriges von Seiten des Kaisers zu fürchten habe; *) der Landgraf erinnerte sich auch, da er gefänglich angehalten wurde, dieses Versprechens, und äuserte, daß er alles eher, als diese Begegnung vermuthet habe, und daß er sich an ihr fürstliches Wort halte. Da nun alles ihr Vorbitten fruchtlos war, so musten sie ihre Ehre nothwendig für

*) Schöttgens Nachlese zur Historie v. Obersachsen, B. VI. p. 269. Gesch. d. t. R. v. E. G. H. B. II. p. 230.

**) Nec enim esse, quod uereatur, ne grauiora Caesar imponat, *aut ipsum detineat captiuum;* eius rei nomine *fidem se suam interponere.* SLEID. L. XIX. p. m. 343. a.

gekränkt achten, und auf andre Mittel denken, den Landgrafen aus seiner Haft zu befreien. Wir werden auch in der Folge unsrer Geschichserzählung sehen, daß es eben die Gefangenschaft Philips war, welche seinem Schwiegersohne, dem Kurfürsten Moriz den stärksten Grund an die Hand gab, sich, da er gegen den Kaiser die Waffen ergrif, zu rechtfertigen.

Aber es war einmal die Weise Karls des V. daß er, wenn er einen wichtigen Vortheil erhalten hatte, so staatsklug er auch sonst war, nie recht ernstlich untersuchte, ob nicht widrige Folgen seine Freude mindern könnten. Er überließ sich ganz den behagenden Gefühlen, welche der glükliche Erfolg seiner Plane in ihm erregte, und nichts war alsdann, was ihm Bedenklichkeiten verursachen könnte. Nun musten ihm die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes als Gefangene folgen, und allenthalben, wo er mit seinem Heere hinkam, handelte er, wie ieder siegreiche Eroberer, allein nach seinem Wohlgefallen. Er eröfnete hierauf einen Reichstag zu Augsburg, *) auf welchem er, wie bereits gemeldet worden, den Kurfürsten Moriz feierlich mit Kursachsen belehnte. Auf diesem Reichstage vereinigte er auch die Niederlande unter dem Namen des **burgundischen Kreises** mit dem deutschen Reich, verbesserte die Kammergerichtsordnung, und suchte ein abermaliges

*) A. C. 1547. im Sept.

liges Interim, von welchem an gehörigen Orte mit mehrerm gehandelt werden soll, zu errichten, kam aber nicht damit zu Stande, weil von Seiten der protestirenden Stände zu scharfe Gegenvorstellungen gemacht wurden. Er trug es auch nunmehr darauf an, die kaiserliche Würde auf seine eigne Nachkommenschaft zu bringen, und that seinem Bruder dem König Ferdinand den Vorschlag, daß er ihn für seinen Mitregenten erklären würde, wenn er dem Titel eines römischen Königs zum Vortheil seines Prinzen **Philipps**, nachmaligen Königs von Spanien, entsagen wollte. Aber Ferdinand, der dadurch seinem eignen Prinzen den Weg zum deutschen Thron auf immer würde verschlossen haben, nahm dieses Anerbieten nicht an; und die Kurfürsten waren auch gar nicht geneigt, die Wahl Philipps zu genehmigen, weil ihnen der Charakter dieses Prinzen, den sein Vater persönlich auf den Reichstag hatte kommen lassen, ganz und gar nicht gefiel. Philipp zeigte schon damals ienen unbiegsamen Stolz, der ihn nachmals, da er den spanischen Thron bestiegen hatte, zum Schrecken seiner Unterthanen machte, und Ursache war, daß die unpartheiische Nachwelt seinen Namen unter den Namen der Tirannen nennt. Dem Kaiser mochte es freilich äuserst misfallen, daß ihm so wichtige Plane zu einer Zeit fehlschlugen, wo er es vielleicht am wenigsten vermuthete. Denn hatte er

seine

seine Macht iemals in ihrem ganzen Umfange sehen lassen, so war es gewiß auf diesem Reichstage, wo er nicht blos mit seinen Räthen und gewöhnlichem Gefolge umgeben war, sondern auch eine beträchtliche Kriegsmacht mit sich hatte, daher dieser Reichstag von einigen Geschichtschreibern nicht unbillig Comitia armata genennt wird. Aber eben diese Macht war es, was die deutschen Fürsten, statt sie, nach der Absicht des Kaisers, in Schreken zu sezen, aufmerksam machte, und erinnerte, für ihre Gerechtsame und für die Freiheit der Nation zu wachen.

Vornämlich hatte der Kurfürst Moriz von Sachsen, theils wegen der verweigerten Erledigung seines Schwiegervaters, theils weil der Kaiser die Einführung des Interims mit Gewalt betreiben wollte, einen heftigen Widerwillen gegen denselben gefaßt. Diesen Widerwillen wuste er aber so klug zu verbergen, daß der Kaiser nicht die geringste Veranlassung hatte, Mißtrauen in seine Treue und Ergebenheit zu sezen. Indessen wartete Moriz nur auf eine gute Gelegenheit, mit Macht losbrechen zu können, und diese gab ihm der Kaiser in kurzem selbst an die Hand. Er hatte auf dem Reichstag zu Augsburg die Städte **Kostniz** und **Magdeburg** in die Acht erklärt, weil sie mit in dem schmalkaldischen Bunde gewesen waren. Die Vollziehung der Achtssentenz über Kostniz trug er dem König Ferdinand, die

über

über Magdeburg aber dem Kurfürsten Moriz auf. Nun konnte dieser ohne den geringsten Verdacht zu erregen, ein Kriegsheer sammeln. Er zog vor Magdeburg, und hielt sich mit der Belagerung dieser Stadt länger als ein Jahr auf, um seinen Plan binnen der Zeit desto sicherer anzulegen. Endlich ergab sich die Stadt *) auf die Bedingungen, daß sie eine gewisse Geldsumme zu Erstattung der Kriegskosten erlegen, übrigens aber an ihrer Freiheit und Religion nicht gekränkt werden solle. Hierauf ließ sich Moriz in des Kaisers und seinem eignen Namen huldigen.**) Nach dem Willen des Kaisers sollten die Festungswerke der Stadt geschleift werden; Moriz unterließ es aber, und machte vielmehr seinen Waffenplaz daraus. Inzwischen errichtete er nebst dem Marggrafen Albrecht dem Jüngern von Brandenburg Kulmbach, und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, einem Prinzen des gefangenen Philipps ein geheimes Bündniß mit dem König Heinrich dem II. in Frankreich, zu Chambort. ***) In diesem versprach der König Heinrich die Protestanten zu unterstüzen, zur Vertheidigung der deutschen Freiheit die Waffen zu ergreifen, und alle Unterdrücker derselben als Feinde zu behandeln.

Wäh-

*) A. C. 1551. 8. Nov.

**) Die Magdeburger erwählten ihn zu ihrem Burggrafen.

***) A. C. 1552. 15 Jan.

Während dieser geheimen Unterhandlungen ließ Mortz, der Kurfürst von Brandenburg, und andre Fürsten des Reichs nochmalen bei dem Kaiser um die Befreiung des Landgrafen dringend anhalten; sie bekamen aber wieder eine Antwort, die nicht viel besser als ein Abschlag lautete. Moriz hatte auch durch eine Gesandtschaft, die er dem Ansehen nach für das Concilium zu Trident bestimmte, den Kaiser ersuchen lassen, er möchte einigen protestantischen Theologen sicheres Geleit gewähren, damit sie das Concilium besuchen, und sich mit den Vätern unterreden könnten. Der Kaiser schlug ihm auch dieses ab: und nun sammelte Moriz in der grösten Eile seine Truppen, und rüstete sich, den Kaiser in seinen eignen Landen mit gewafneter Hand heimzusuchen.

Die Ursachen, warum er die Waffen ergriffen habe, legte er der Welt in einen Manifest vor Augen.*) Die Hauptpunkte über welche er Beschwerde führte, waren: 1) daß der Kaiser die Religion der Protestanten auf alle mögliche Weise beeinträchtige, und auf nichts so eifrig bedacht sei, als dieselbe gänzlich auszurotten, 2) daß er seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, ohnerachtet derselbe alle Punkte der ihm vorgelegten harten Kapitulation in Erfüllung gebracht, und er, der Kurfürst ihm für seine Sicherheit zu haften versprochen, dennoch zeither gefänglich angehalten,

*) SLEID. L. XXIV. p. m. 443. a.

gehalten, auch sein und andrer Reichsfürsten wiederholtes Bitten wegen Befreiung des Langrafen nie gehört habe, welches er, der den Söhnen des Landgrafen die Sicherheit ihres Vaters feierlich versprochen habe, und über dieses mit dem heßischen Hause so nahe verwandt sei, durchaus nicht könne geschehen lassen. 3) Gienge der Kaiser offenbar damit um, die deutsche Freiheit zu unterdrüken; er führe zu diesem Ende ausländisches Kriegsvolk in groser Anzahl ins Reich, wo sie dann allen ersinnlichen Muthwillen verübten, und bringe bey allen Gelegenheiten neue Geldanlagen in Vorschlag, ohne die Kurfürsten dabei zu Rath zu ziehen, oder ihre Gegenvorstellungen einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Diesen Absichten Gränzen zu sezen, habe er und seine übrigen Bundsgenossen ein Bündniß mit dem König in Frankreich geschlossen, zu welchem alle Stände des Reichs, deren ihre Freiheit am Herzen läge, eingeladen seyen; die sich aber auf die Seite des Kaisers begeben würden, sollten als Feinde behandelt werden.

Hierauf vereinigte er sich mit seinen Bundsgenossen, Wilhelm von Hessen, und Albrecht von Brandenburg Kulmbach, und zog durch Franken und Schwaben gegen die tirolische Gränze. Hier glükte es ihm, den so wichtigen Paß, die sogenannte Ehrenberger Klause zu erobern. Von da rükte er in möglicher Eile gegen Insbruck

vor

vor, wo sich der Kaiser nebst seinem Bruder befand. Er würde eher daselbst eingetroffen seyn, als es iedermann vermuthete, wenn er nicht vorher einen gefährlichen Aufstand unter seinen Truppen, die er nicht so bezahlen konnte, wie sie es erwarteten, hätte dämpfen müssen. Er kam aber doch noch so zeitig an, daß sich der Kaiser und der römische König kaum noch mit der Flucht retten konnten, und eiligst nach Villach in Kärnthen entweichen musten. Hierauf bemächtigte sich Moriz der Stadt Insbruk, und man sagt, daß er bei seiner Ankunft noch die Speisen bereitet fand, die man für die Abendtafel des Kaisers bestimmt hatte. Die Effekten des Kaisers, der Spanier und des Bischofs von Augsburg lies er plündern, der König Ferdinand aber, und die Deutschen blieben damit verschont. Als die hochwürdigen Väter des Conciliums zu Trident die tröstliche Nachricht von dem Anmarsch des Kurfürsten erhalten hatten, fanden sie nicht für gut, länger an einem so gefährlichen Orte zu verweilen, sondern machten sich weislich aus dem Gedränge, und liesen ihre Effekten fein säuberlich auf dem Etschfluß nach Italien hinunter schwimmen. Dem Kurfürsten Johann Friedrich ließ der Kaiser noch vor seinem Aufbruch von Insbruk seine Befreiung ankündigen. Er folgte dem Kaiser noch einige Zeit nach, ohne die geringste Absicht zu zeigen,

die

zu zeigen, die verlorne Kurwürde wieder an sich bringen zu wollen, und kehrte endlich nach seinen Erblanden zurük.

Unterdessen feierte der König in Frankreich kraft der mit dem Kurfürsten Moriz und seinen Freunden geschlossenen Allianz auch nicht. Er brach in Lothringen ein, und bemächtigte sich der drei Bißthümer, Mez, Toul und Verdun, über deren Besiznehmung er sich mit seinen deutschen Alliirten einverstanden hatte. Freilich konnten ihm diese nichts einräumen, was sie nicht selbst besassen, und errichteten auf diese Art einen nach allen Rechten ungültigen Vertrag über das Eigenthum eines Dritten: da aber die Umstände worinnen sie sich befanden, die französische Hülfe nothwendig machten, so trugen sie kein Bedenken, ihm diesen Punkt zu bewilligen und liessen ihn übrigens für die wirkliche Besiznehmung, und für die rechtliche Ausführung seiner Ansprüche selbst sorgen. Der Connetable Montmorency hatte Mez folgendermassen erobert: Er hielt um einen freien Durchzug an; als ihm aber dieser bewilligt wurde, und er mit einigen Truppen in die Stadt eingerükt war, nahm er dieselbe im Namen seines Königs in Besiz. Mit Straoburg wollte er eben so zu Werke gehen: allein die Strasburger, die sich nichts Gutes zu ihm versahen, verweigerten ihm nicht nur den verlangten Durchzug, sondern sie sezten sich auch zugleich in so gu-

ten Vertheidigungsstand, daß er sich die Lust vergehen lassen muste, etwas gegen sie zu unternehmen. Inzwischen führte der Kurfürst Moriz und der Markgraf Albrecht den Krieg im Reich fort. Dieser verheerte Franken, und bekriegte insonderheit das Erzstift Mainz, die Bißthümer Würzburg und Bamberg und die Reichsstadt Nürnberg, weil sich diese Stände nicht zum Beitritt in das französische Bündniß verstehen wollten. Moriz aber belagerte Augsburg, und machte in Gesellschaft mit seinem Alliirten dem Markgrafen Albrecht, fernere Eroberungen am Rheinstrom.

Da es also nicht nur innerhalb des deutschen Reichs bunt durcheinander gieng, sondern auch die französische Macht, welche in die Gränzen desselben eingedrungen war, sich immer weiter ausbreitete, so sahe sich der Kaiser genöthigt, mit dem Kurfürsten Moriz und seinen Anhängern einen Vergleich zu treffen. Dieser Vergleich war der berühmte passauische Vertrag, der im Jahr 1552. den 31 Julius zur Richtigkeit kam. Die Hauptpunkte desselben waren, daß 1) der Landgraf Philipp seiner Haft entlassen, und 2) die Religionssache auf dem nächsten Reichstag, der in sechs Monaten ausgeschrieben werden sollte, ernstlich sollte in Berathschlagung genommen werden. Auf diesem Reichstage wollte man auch die Beschwerden des Knrfürsten Moriz in Ansehung der unterdrükten deutschen Freiheit untersuchen;

und die augsburgische Konfeßionsverwandten sollten bis zu endlicher Vergleichung der spaltigen Religion eine Religionsfreiheit geniessen, welche von Niemanden gestört werden sollte. *) Das Nähere von diesem Vertrage versparen wir in die Geschichte der Reformation, wohin er, als der Anfang zu dem nachmals geschlossenen Religionsfrieden in ieder Rüksicht gehört.

Nach geschlossenem Vergleiche kehrte der Kaiser seine Macht gegen Frankreich. Noch immer von seinem ehemaligen Kriegsglük eingenommen, drang er im Winter in Lothringen ein, und unternahm die Belagerung der Stadt Mez. Aber Franz von Lothringen, Herzog von Guise, vertheidigte diesen Plaz so tapfer, daß der Kaiser, nachdem er viel Volks eingebüßt hatte, die Belagerung wieder aufheben muste. **) Dieses widrige Schiksal fiel ihm äuserst empfindlich auf, zumal da er dadurch der Gegenstand des satyrischen Spotts französischer Wizlinge wurde. Er begab sich nach den Niederlanden, und kam nicht wieder nach Deutschland zurük.

Dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg Kulmbach wollte der passauische Vertrag ganz und

 gar

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 244. 245.

**) Anonymi Auctoris NARRATIO de obsidione Metensis urbis ap. SCHARD. To. II. p. m. 1740.

gar nicht behagen. Es verdroß ihn, daß ein Krieg, bei welchem er sich ziemlich wol befunden hatte, so bald geendigt werden sollte, und war mit dem Kurfürsten Moriz sehr übel zufrieden, daß er den Vertrag eingegangen hatte. Er war nicht zu bewegen, demselben beizutreten, und sezte die Feindseligkeiten gegen die Bischöfe zu Bamberg und Würzburg, und gegen die Reichsstadt Nürnberg fort. Die Geschichte dieser Unruhen ist zu partikulär, als daß sie hier weitläuftig erzählt werden könnte, und zu weitläuftig, um einen kurzen, und dabei vollständigen und richtigen Auszug davon zu liefern. Wir begnügen uns also blos zu erwähnen, daß sich endlich, nach vielen Debatten, der römische König und der Kurfürst Moriz von Sachsen in diese Händel mengten, und den Markgrafen bekriegten. Bei Sievershausen im Lüneburgischen, kam es zu einem Treffen, *) in welchem der tapfre Kurfürst zwar einen vollkommenen Sieg über den Markgrafen erhielt, denselben aber mit seinem Leben erkaufen muste. Sein Bruder, August folgte ihm in der sächsischen Kurwürde, obgleich der abgesezte Kurfürst Johann Friedrich seine Ansprüche izt vom neuen geltend zu machen suchte.

Im Jahr 1555. den 25 September kam endlich der Religionsfriede zu Stande, von welchem wir

*) A. C. 1553. 9 Jul.

wir an gehörigem Orte ausführlicher handeln werden.

Wir kehren nunmehr zu unserm Kaiser Karl dem V. zurük, dessen Geschichte wir bisher im Auszuge erzählt haben. Unzufrieden mit dem Glük, das ihm in seinem Alter den Rücken zu kehren anfieng, abgemattet durch die vielen Strappazen, die er während seiner Regierung ausgestanden hatte, sehnte er sich nach Ruhe, und faßte den wirklich besondern Entschluß, den ihm wol niemand zutraute, die Regierung völlig niederzulegen, und in der Einsamkeit eines Klosters seine Tage zu beschliessen. Er übertrug also, diesem Entschluß zu Folge erstlich seinem Prinzen **Philipp** die Regierung der Niederlande und das Königreich Spanien, und machte hierauf auch den Kurfürsten des deutschen Reichs seinen Vorsaz bekannt, die kaiserliche Würde niederzulegen. Nachdem er auch mit diesen übereingekommen war, schiffte er sich zu **Vließingen** ein, segelte nach Spanien und gieng in das Kloster St. Justi, welches er zu seinem Aufenthalt erwählt hatte. So trat dieser grosse Monarch von dem Schauplaze ab, auf welchem er eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Man hat sich bemühet, noch verschiedne geheime Beweggründe anzugeben, aus welchen Karl der V. die Regierung niedergelegt haben soll. Der warscheinlichste bleibt immer daß er sein Glük überhaupt nicht überleben wollte, und sich bei

zunehmenden Alter und kränklicher Leibesbeschaffenheit zu schwach fühlte, die Last der Regierung ferner zu tragen. Er selbst gab diesem Schritt die Farbe der Devotion, und erklärte, daß er auf sein herannahendes Lebensende Rüksicht genommen habe, und sich in der klösterlichen Einsamkeit auf dasselbe vorbereiten wolle.

Einige Geschichtschreiber wollen auch wissen, daß Karln nachher diese Resignation gereuet habe. Und wenn die Umstände die sie anführen, richtig sind, so hatte er auch wirklich Ursache, sie zu bereuen. Famian Strada *) erzählt, daß er sich 100000 Dukaten Einkünfte ausgesezt, und gehoft hatte, diese Summe bei seiner Ankunft in Spanien sogleich zu erhalten, weil er die Absicht hatte, einige treue Diener mit einem Theil derselben zu belohnen. Da er aber zu Burgos angelangt war, muste er zu seinem nicht geringen Verdrusse eine geraume Zeit auf die Bezahlung warten. Es mag ihm auch empfindlich gefallen seyn, daß ihn die Pracht des Hofs izt, da er sie verlassen hatte, auch plözlich verließ, und daß er, der sonst immer gewohnt war, von einem ansehnlichen Hofstaat umgeben zu seyn, izt auf einmal allein gelassen wurde. **) Es wird erzählt, daß sein Vorzimmer

*) F. STRADA de la guerre de Flandre, traduction de M. DU-RYER, (Par. 1665. II. V. 8.) L. 1. p. 12. sqq.

**) Ayant passé a Burgos, il vit venir au devant de lui un si petit nombre de Grands d' Espagne qu' il

mer einst so leer gewesen, daß er, als sein getreuer Rath, D. Seld, nach einer mit ihm gehabten Unterredung etwas spät nach seinem Quartier gehen wollen, selbst habe das Licht nehmen, und seinem bisherigen Vicekanzler herunterleuchten müssen. *)

In seinem Kloster beschäftigte er sich theils mit Werken der Devotion, theils mit mechanischen Arbeiten, worinn er von einem der größten Architekten der damaligen Zeiten war unterwiesen worden. Er verfertigte Uhren, und wie der erwähnte Strada erzählt, allerlei Gattungen von Automaten, so daß ihn der Superior des Klosters und seine Mönche fast für einen Zauberer gehalten hätten, **) wenn er nicht so eifrig in seinen Andachtsübungen gewesen wäre. Ausserdem arbeitete er, wie weiland Diokletian in seiner Retraite zu Salona gethan hatte, in seinem Garten. Endlich gerieth er gar auf den sonderbaren Gedanken, sein Leichenbegängnis noch bei seinem Leben halten zu lassen, welches auch in der Kirche des Klosters, in seiner Gegenwart, mit allen in der römischen Kirche üblichen Ceremonien

il n' avoit pû attirer tout seul, et n' êtant pas accompagné de ces grands noms, qui les attiroient autrefois en foule, alors il commenca premiérement a reconnoitre sa nudité. STRADA l. c

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 264.

**) STRADA l. c. p. 16.

monien gehalten wurde. Zwei Tage nachher ward er von einer Krankheit befallen, welche endlich seinem Leben ein Ende machte. Er starb im Jahr 1558. den 11 Sept. nachdem er vierzig Jahre König in Spanien, und sechs und dreißig Jahre deutscher Kaiser gewesen war, und zwei Jahre im Kloster St. Justi gelebt hatte. **Die Welt**, sagt Strada, **konnte nicht entscheiden, was ihn bewundernswürdiger gemacht habe, seine so ruhmvolle Regierung, oder seine so grosmüthige Resignation.** *)

III.

Geschichte Ferdinands des I. Maximilians des II. und Rudolfs des II.

Nach der Resignation Karls des V. verzog sich die Besezung des kaiserlichen Throns bis in das Jahr 1558. in welchen die Kurfürsten den Antrag desselben genehmigten. Hierauf wurde der römische König Ferdinand für den nunmehrigen deutschen Kaiser erklärt. Es war ihm, da er

*) Il mit tout l' Univers en doute, s'il lui étoit plus glorieux d' avoir si souverainement regné, ou d'avoir cessé volontairement de regner. STRADA, l. c. p. 19.

er zum römischen König gewählt wurde, eine Kapitulation vorgelegt worden, zu deren Haltung er sich verpflichtet hatte; izt aber wurde diese Kapitulation noch mit einigen Punkten vermehrt. Ferdinand wollte dieses zwar anfangs nicht geschehen lassen, und behauptete, daß ihm schon seine königliche Würde ein Recht zur Kaiserkrone gäbe, und daß er folglich nicht Ursache hätte, eine neue Kapitulation einzugehen: allein verschiedne seit dieser Zeit errichtete Konventionen, besonders der Religionsfriede, erheischten es, und er muste sichs endlich gefallen lassen, daß neue Punkte eingerückt wurden, welche sich auf diese Konventionen bezogen. Bei dieser Gelegenheit erneuerten auch die Kurfürsten ihre Kurverein, und das hierüber errichtete Instrument wird noch immer von neuen Kurfürsten angenommen und beschworen.

Der Pabst **Paul** der IV. war gar nicht damit zufrieden daß man Ferdinand den I. für einen Kaiser erklärt hatte, ohne seine Heiligkeit zuvor darum zu fragen. Er wollte nicht der erste seyn, der die bisherigen päbstlichen Prätensionen durch sein Stillschweigen der Vergessenheit überliefern wollte. Mit Karln dem V. war freilich über diesen Punkt nicht zu scherzen gewesen, und es muste dem römischen Hof noch im frischen Andenken seyn, wie dieser Kaiser den Pabst Klemens den VII. für seine Ränke gezüchtigt hatte. Aber mit seinem Nachfolger, der nicht so furchtbar schien,

 ließ

ließ sich dennoch ein Versuch wagen, und man hatte schon viel gewonnen, wenn Ferdinand oder die deutsche Nation schwach genug gewesen wäre, dem Ansinnen des Pabsts nachzugeben, und die Bestätigung bei ihm zu suchen. Denn in diesem Falle würde man im Stande gewesen seyn, dem neuen Kaiser Bedingungen vorzuschreiben, in welchen man gewiß die Unterdrükkung der Protestanten nicht würde ausser Acht gelassen haben. Da man aber im deutschen Reich nicht nur keine Rüksicht auf die päbstliche Bestätigung nahm, sondern Ferdinand auch den passauischen Vertrag und den Religionsfrieden durch seine Kapitulation bestätigte, so konnte man am römischen Hofe nichts anders als Mißvergnügen hierüber äussern. Der Pabst erklärte, ohne seine Genehmigung habe weder Karl der V. resigniren, noch Ferdinand der I. auf den kaiserlichen Thron erhoben werden können, und weigerte sich aus dieser Ursache, die Wahl Ferdinands für rechtmäßig zu erkennen. Man glaubte auch, daß der König von Spanien, Philipp der II. vielen Antheil an der Sache gehabt habe. Da wir wissen, daß Karl der V. die Absicht gehabt, diesen König, seinen Prinzen, die Thronfolge im deutschen Reich zu verschaffen, und daß sich sein Onkel geweigert, sie ihm abzutreten, so mag wol diese Sage nicht ganz ungegründet seyn.

Indessen bekümmerte man sich im deutschen Reich sehr wenig darum, ob der heilige Vater mit dem neuen Kaiser zufrieden oder unzufrieden sei. Der Kaiser selbst war zwar anfangs in einiger Verlegenheit, allein er half sich doch bald wieder zurecht, und betrachtete den ganzen Umstand, als sehr unwichtig. Er ließ zwar nachdem Paul der IV. mit Tode abgegangen war, seinem Nachfolger, Pius dem IV. durch eine Gesandschaft seine Ergebenheit bezeigen, allein diese Formalität war im Grunde nichts, als ein bloses Kompliment. Der Vicekanzler, D. Seld, verfertigte einen Rathschlag, von der Kaiser und Päbste Gewalt, und wie weit sich dieselbe erstrecke, der gar nicht nach dem Geschmack des römischen Hofs war. *) Pius der IV. machte doch keine Schwierigkeiten, Ferdinanden für einen römischen Kaiser zu erkennen, ausser daß er sein Misvergnügen über die Bestätigung des Religionsfriedens äuserte, welches ihm aber nichts half. Und der Kaiser, der gar wol einsahe, daß ihm der Pabst weder etwas geben noch nehmen könne, unterließ es auch, sich um die Krönung zu Rom zu bewerben, welche auch bisher, zur Ehre der deutschen Nation, für unnöthig geachtet worden ist. Er wuste auch sein Ansehen gegen den Pabst bei verschiednen Gelegenheiten zu behaupten, wenn

sich

*) Er stehet in Goldasts politischen Reichshändeln, Th. V. p. 167.

wenn sich derselbe etwas anmassen wollte, das ihm nicht gebührte, und dem kaiserlichen Ansehen zu nahe trat. *)

Ueberhaupt erzeigte sich Ferdinand der I. nachdem er zur kaiserlichen Würde gelangt war, um vieles geneigter gegen die Protestanten, als vorhin, da er römischer König gewesen. Hätte sich diese Geneigtheit blos auf die protestantischen Reichsstände erstreckt, so könnte man allenfalls sagen, er that es, theils weil ihn seine Kapitulation dazu verband, theils weil er einsahe, daß er doch nichts Grosses gegen dieselben ausrichten würde. Aber so erstrekte sich seine Toleranz nunmehr auch auf seine eignen protestantischen Unterthanen. Die warscheinlichste Vermuthung, die man in Rüksicht auf diese veränderte Gesinnung annehmen kan, ist wol, daß er sich in vorigen Zeiten doch mehr nach dem Willen seines Bruders bequemen muste, dessen mächtige Unterstüzung er in den damaligen unruhigen Zeiten seiner Regierung immer nöthig hatte. Da aber nunmehr alles auf ihn allein ankam, folgte er seinem eignen Cha-

*) Sarpius in seiner Geschichte des Conciliums zu Trident erzählt, Pabst Pius der IV. habe die Sammlung der Reichsabschiede in das Verzeichniß der verbotenen Bücher bringen lassen; der Kaiser Ferdinand aber habe dieses Verfahren scharf geahndet, und nicht eher nachgelassen, als bis man päbstlicher Seits diesen Befehl wieder aufhob.

Charakter. Einigkeit in der Kirche war freilich einer seiner ersten Wünsche: da aber diese einmal nicht zu bewirken war, so wollte er wenigstens, daß die getrennten Religionsverwandten sich einträchtig gegen einander verhalten, kein Theil den andern vorsäzlich kränken, und dadurch die öffentliche Ruhe im deutschen Reich stören sollte. Diese ihm so rühmliche Gesinnung leuchtet aus allen unter ihm gepflogenen Verhandlungen in Religionsangelegenheiten, und aus allen diesfalls von ihm publicirten Verordnungen deutlich hervor; und wenn er diese heilsamen Absichten nicht erreichte, so lag die Schuld gewißlich nicht an ihm. Er brachte es in der Hofnung die streitigen Religionsparteien endlich doch zu vereinigen, dahin, daß die Kirchenversammlung zu Trident im Jahr 1562. den 18 Januar abermals, und zwar zum drittenmal eröfnet wurde. Allein die protestirenden Stände konnten und wollten sich einmal, aus schon bekannten Gründen, den Aussprüchen des Conciliums nicht unterwerfen, daher konnte der Kaiser seinen Endzwek nicht erreichen, und die Kirchenversammlung wurde 1563. den 4 December geschlossen, zu nicht geringem Misvergnügen unsers Ferdinands, der sich hierüber gegen den Kardinal Moroni, welcher ihm vergebliche Hofnung zu einer endlichen Vereinigung der Kirche gemacht hatte, sehr beschwerte. Uebrigens erwarb er sich doch durch seinen Eifer, die gewünschte Einigkeit

nigkeit zu befördern, und durch sein gerechtes und gemäßigtes Betragen in Religionssachen, die allgemeine Liebe der Stände des Reichs, dessen Oberhaupt er war.

Auch die Verfügungen, die er in den übrigen Reichsangelegenheiten traf, zeigten einen für das Wol desselben besorgten, und zu Beförderung desselben thätigen und wirksamen Regenten. Er war es, der das bekannte Reichsgericht, den kaiserlichen Reichshofrath, zu mehrerer Vollkommenheit brachte, und eine neue Ordnung desselben bekannt machte. Einige haben daher Ursache nehmen wollen, ihn als den eigentlichen Stifter dieses Reichsgerichts anzugeben. Wir wissen aber, daß es schon vorher bekannt gewesen, und daß es eigentlich Maximilian der I. war, unter welchem es diese Benennung erhielt. Ferdinand der I. errichtete auch eine besondre Konstitution wegen des Münzwesens, und schlichtete sonstige unter einigen Reichsständen obwaltende Streitigkeiten und Irrungen mit glüklichem Erfolg.

Aller dieser nüzlichen Anstalten ohnerachtet, regte sich doch der unruhige Befehdungsgeist immer noch hier und dort. Die feindseligen Gesinnungen welche durch die Religionsstreitigkeiten erzeugt wurden, und der nunmehr geendete innerliche Krieg, bei welchem viele unruhige Köpfe, in welchen noch der Geist der vorigen Jahrhunderte lebte und webte, ihre Rechnung gefunden,

den, waren die Ursachen, daß dieses verderbliche Feuer, welches Maximilian der I. durch kluge Veranstaltungen, und Karl der V. durch seine Macht ziemlichermassen gedämpft hatten, vom neuen unter der Asche zu glimmen anfieng. In die Geschichte der Regierung unsers Ferdinands des I. gehören besonders die Händel mit **Wilhelm von Grumbach**, welche aus einem sehr gering scheinenden Anfange zu solcher Weitläuftigkeit gereichten, daß das ganze Reich aufmerksam darauf wurde. Weil aber diese Unruhen erst nach dem Tode Ferdinands des I. unter Maximilian dem II. völlig geendigt werden konnten, so werden wir eine zweckmässige Erzählung der Geschichte derselben in der Folge einrücken, wenn wir auf die Regierung Maximilians des II. kommen werden.

Dieser Maximilian der II. der Sohn Ferdinands des I. wurde von den Kurfürsten auf Ansuchen seines Vaters zu Frankfurt im Jahr 1562. einstimmig zum römischen König gewählt, und am 30 November dieses Jahrs an dem nämlichen Orte gekrönt. Gleich nach dieser Krönung regte sich der Pabst abermal, und forderte, daß ihm der römische König durch eine Gesandschaft die Obedienz leisten sollte. Allein dem König Maximilian, einem Herrn der überhaupt sehr aufgeklärt dachte, wollte der Begrif des Worts Obedienz gar nicht behagen. Er folgte dem rühmlichen Beispiel seines Vaters, der auch die Einsprüche

des päbstlichen Hofes, wie sie es verdienten, verachtet hatte, und weigerte sich standhaft, dem Pabst die Obedienz zu leisten. Der Kaiser verhielt sich dabei ganz ruhig, und überließ es seinem Thronfolger, sich selbst aus der Sache zu ziehen. Als der Pabst sahe, daß der römische König seine Würde behauptete, schlug er einen andern Weg ein, und nahm zum Vorwande, Maximilian müste ihm wenigstens als König von Ungarn die Obedienz leisten, um den mit der ungarischen Krone verbundenen Titel eines apostolischen Königs von seiner Heiligkeit zu erhalten. Der König, welcher überzeugt war, daß ein bloser Titel, mit welchem ihn der Pabst beehren wollte, die Obedienz, die er dagegen von ihm forderte, keineswegs aufwiege, und daß dieser weder befugt noch fähig sei, ihm den Gebrauch eines Titels zu verbieten, wenn es ihm gefallen würde, denselben anzunehmen, ließ sich auch durch diese Wendung nicht in seinem Vorsaz irre machen. Endlich verstand er sich zwar zu Abfertigung einer Gesandschaft an den Pabst; doch keineswegs in der Absicht, ihm die Obedienz zu leisten, sondern ihm blos im Namen des römischen Königs und des Reichs Schuz und Beistand zuzusichern. Er gab seinen Abgesandten diesfalls die pünktlichste Instruktion, damit derselbe sich zu keinem der Würde seines Prinzipals unanständigem Schritte möchte verleiten lassen. Einige melden sogar, er habe,

um alle mögliche Gewißheit in dieser Sache zu haben, die Rede, welche sein Gesandter vor dem Pabst halten sollte, selbst durchgesehen. Die Gesandschaft langte zu Rom an, und kam bei dem Pabst zur Audienz, bei welcher der heilige Vater einen so sonderbaren und belachenswürdigen Einfall hatte, und ausführte, den man eher in den Jahrbüchern der Schildbürger, als an diesem Orte suchen konnte. Denn ob gleich, der Instruktion des römischen Königs zu Folge, in der ganzen Rede des Gesandten kein Wörtlein von Obedienz vorkam, so geruhte der heilige Vater es doch so zu nehmen, als wäre ihm dieselbe im vollkommensten Verstande geleistet worden, und bedankte sich deswegen in den verbindlichsten Ausdrücken. *) — Doch vielleicht hatte er das Concept seiner Rede schon vor der Ankunft des Gesandten fertig, und mochte sich izt nicht die Mühe nehmen, es aus dem Stegreife abzuändern!

Der Kaiser Ferdinand der I. starb im Jahr 1564. den 25 Julius, nachdem er sieben und zwanzig Jahre als römischer König und sechs Jahre als Kaiser regiert hatte. Er hinterließ drei Prinzen, die ihm in seinen Erblanden folgten. Maximilian der II. bekam Ungarn, Böhmen, und Oesterreich, Ferdinand Tirol und die vorderoe-

ster-

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. . B II. p. 278. 279.

sterreichischen Lande, und Karl Steiermark Kärnthen und Krain. *)

Meine Leser werden mit dem Charakter Ferdinands des I. schon aus dem, was bereits angeführt worden ist, ziemlichermassen bekannt seyn. Als römischer König konnte er nicht stets so handeln, wie er gehandelt haben würde, wenn er Kaiser gewesen wäre; die Geschichte seiner kaiserlichen Regierung bezeugt dieses ausdrücklich. Auch noch als römischer König zeigte er sich gegen die protestirenden Fürsten in Deutschland sehr billig. Er war bei der Errichtung des passauischen Vertrags und des Religionsfriedens ungemein wirksam, so wie er überhaupt keine Mühe sparte, die Wolfahrt des Reichs und die Eintracht der Glieder desselben zu befördern, und man muß bekennen, daß er hierinn während seiner kurzen Regierung weit mehr that, als sein Bruder während einer ungleich längern, die er fast ganz seinen grosen Entwürfen und kühnen Unternehmungen aufopferte.

Nachdem Maximilian der II. den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, ließ er seine erste Sorge seyn, die im Reich obwaltenden Streitigkeiten und Unruhen beizulegen und zu dämpfen. Darunter gehörten vornämlich die streitige Religionssache, und die bereits erwähnten grumbachischen

*) Mosers Staatsrecht, P. XII. p. 394. 395. Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 279.

schen Händel. Was in Ansehung der ersten für Beschwerden vorgebracht, und was beschlossen worden, soll an seinem Orte ausführlicher erzählt werden. Die grumbachische Sache aber betreffend, so verhielt es sich damit folgendermassen. Wilhelm von Grumbach, ein fränkischer Edelmann, und sehr unruhiger fehdeschwangerer Ritter, hatte nach geendigtem deutschen Krieg sich zur Partei des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach geschlagen, von welchem bereits bekannt ist, daß ihm der passauische Vertrag nicht anstand. Darüber war er aber, so wie der Markgraf, in die Reichsacht erklärt worden. Nun hatte er an dem Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, ein Legat zu fordern, dessen Bezahlung ihm dieser, als einem Geächteten, versagte. Der hierüber aufgebrachte Grumbach ließ ihm deshalben von einer Rotte seiner Helfer aufpassen, welche den Bischof auf der Strasse anfielen, und ermordeten. Hierauf verübte er gegen das Stift Würzburg und dessen Domkapitel öffentliche Feindseligkeiten, und als der Kaiser Ferdinand der I. dieserwegen die Achtserklärung gegen ihn erneuerte, flüchtete er sich zu dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, einem Sohn des abgesezten Kurfürsten Johann Friedrichs, nach Gotha. Dieser nahm ihn und seine Anhänger in das Schloß bei Gotha auf, welches damals Grimmenstein hieß, und ließ sich von die-

 ser

ser Rotte zu allerhand gefährlichen Anschlägen verleiten. Grumbach überredete ihn, daß er ihm zur sächsischen Kurwürde verhelfen wollte und faßte den verwegnen Anschlag, den Kurfürsten August von Sachsen zu ermorden, und die Reichsritterschaft wider den Kaiser aufzuwiegeln. Alles Abmahnen des Kaisers Maximilian des II. und andrer Fürsten war bei dem Herzog fruchtlos, welchen Grumbach, und der Kanzler, D. Christian Brück, ganz eingenommen hatten. Deswegen ergieng nun auch über den Herzog die Achtserklärung, weil er wider die Reichsgeseze geächtete Störer des Landfriedens hegte, und die Vollziehung der Achtssentenz wurde dem Kurfürsten August von Sachsen übertragen. Dieser zog vor Gotha, und ließ die Stadt auffordern, aber der Herzog verwarf alle seine Vorschläge hartnäckig, und nun machte der Kurfürst Anstalten zur förmlichen Belagerung. Mit dieser schien es anfangs ziemlich mißlich auszusehen: denn das Schloß Grimmenstein, welches Heinrich der IV. erbauet haben soll, galt in diesen Zeiten für eine beträchtliche Festung, und der Besazung in der Stadt, nebst den Bürgern hatte man weiß gemacht um der evangelischen Lehre willen wäre der Herzog in die Acht erklärt, und die Stadt belagert worden. Nachdem aber die eigentliche Ursache bekannt worden, wurde die Besazung mißvergnügt, und drang in den Herzog, daß er den Grumbach ausliefern möchte. Da er sich noch nicht dazu verstand, kapitulirte

pitulirte die Stadt für sich mit dem Kurfürsten, und öfnete ihm die Thore. *) Der Kurfürst bemächtigte sich der Person des Herzogs, wie auch Grumbachs, und des Kanzlers Brük, über welche beide er ein hartes Urtheil ergehen ließ. Sie wurden auf die Folter gebracht, und sodann lebendig geviertheilt. Den Herzog lieferte August an den Kaiser aus, der ihn erstlich zu Wien, hernach zu Wienerisch Neustadt, und endlich zu Steyr, gefänglich aufbewahren ließ. Viele kur- und fürstliche Häuser verwendeten sich für den gefangnen Herzog, aber der Kaiser war nicht zu bewegen, daß er ihn seiner Haft entlassen hätte. Er starb in der Gefangenschaft zu Steyr im Jahr 1595. So muste dieser Fürst sein Leben im Gefängniß beschliesen, weil er den heilsamen Rath seines Vaters nicht befolgt hatte. Denn dieser hatte ihn noch auf seinem Sterbebette ermahnt, daß er sich an seinem Beispiel spiegeln, und keinem Bündnisse wider den Kaiser beitreten möchte. Seine Gemahlin, Elisabeth, eine Tochter des Kurfürsten Friedrichs des III. von der Pfalz gab ein Beispiel ehelicher Liebe, das hier angeführt zu werden verdient. Da sie sahe, daß die Befreiung ihres Gemahls bei dem Kaiser schlechterdings nicht zu erhalten war, so begab sie sich freiwillig zu ihm in die Gefangenschaft, ihm die Beschwerden derselbigen zu erleichtern. Seine beiden Prinzen,

*) A. C. 1567. 13 April.

zen, Johann Kasimir und Johann Ernst, wurden in der Folge wieder in den Besiz der Länder ihres Vaters eingesezt. *)

Unterdessen sahe sich der Kaiser mit einem Türkenkriege bedroht. Die Veranlassung dazu gab der Fürst von Siebenbürgen, Johann Sigmund, ein Sohn des bereits bekannten Johanns von Zapolia, der unter dem Schuz des türkischen Kaisers seine Ansprüche auf Ungarn geltend zu machen suchte. Die Türken fielen wirklich in Ungarn ein, und der Kaiser Maximilian sahe sich gedrungen, die Reichshülfe zu suchen, welche ihm auch auf dem bereits erwähnten Reichstag zu Augsburg bewilligt wurde. Das Reich stellte ein Heer von 48000 zu Fuß und 8000 zu Pferd, welches der Kaiser in Person kommandirte, wiewol er dabei seinen tapfern und versuchten General Lazarus von Schwendi zur Seite hatte. Der Krieg würde gewiß länger gedauert haben, wenn der kriegerische Sultan Soliman der II. länger gelebt hätte. Dessen Nachfolger, Solim, schloß mit Kaiser Maximilian dem II. einen Stillstand auf acht Jahre, vermöge dessen ieder Theil behielt, was er erobert hatte. Auch der Fürst Johann Sigmund schloß seinen besondern Vertrag

mit

*) H. LANGVETI historica descriptio executionis etc. ap. SCHARD. t. IV. n. 2275. Gesch. d. It. R. v. E. G. H. B. II. p. 283. 284.

mit dem Kaiser, und dieser bestätigte ihm Siebenbürgen, als ein erbliches Fürstenthum. *)

Nachdem bald nach diesen Begebenheiten der König Sigmund August von Polen mit Tode abgieng, so gab sich der Kaiser viele Mühe, seinen Prinzen Ernst auf den polnischen Thron zu bringen. Diese Mühe war aber fruchtlos, und die Polen wählten einen französischen Prinzen, Heinrich von Valois, zu ihrem König. Als Karl der IX. starb, so gelangte dieser Heinrich auch auf den französischen Thron. Er eilte nach Frankreich, weil er befürchtete, daß er vielleicht, wenn er in Polen bliebe, von der Thronfolge in iener Monarchie ausgeschlossen werden dürfte, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er die Absicht hatte, Polen von Frankreich aus zu beherrschen. Allein den Polen war es eben auch nicht gelegen, einen König zu haben, der sich ausser Landes aufhielte. Er muste ihnen versprechen, daß er zurükkommen wolle, und da er dieses Versprechen nicht hielt, erklärten sie ihren Thron für erledigt, und schritten zu einer neuen Wahl. Die vornehmsten polnischen Magnaten wählten den Kaiser Maximilian den II. der übrige Adel aber den Fürsten Stephan Bathori von Siebenbürgen, einen

*) THVAN. L. XLIX. P. BIZARVS de bello Pannonico sub Maximiliano II. Romanor. et Solimanno Turcar. Impp. gesto, in BONGARSII Scr. rer. Hungar. (Frf. 1600. f.) p. 467.

Sohn des obenerwähnten Fürstens Johann Sigmund, welcher den polnischen Thron auch wirklich behauptete. Die Partei des Kaisers war zwar ansehnlich genug, allein er selbst war entweder nicht geneigt, seinen glüklichern Rival zu bekriegen, weil er durch andre wichtige Geschäfte abgehalten wurde, und nicht hoffen konnte, die Polen zum Vortheil seines Prinzens Ernst zu gewinnen, oder es hinderte ihn der Tod, etwas gegen den Stephan Bathori zu unternehmen.

Glüklicher war Maximilian der II. da er den Kurfürsten auf einem Reichstage, der im Jahr 1575 zu Regensburg gehalten wurde, den Vorschlag that; seinen ältesten Prinzen, Rudolf zum römischen König zu wählen. Er stellte ihnen vor, daß er schon betagt sei, und daß das deutsche Reich im Fall eines Interregnums in Gefahr sei, von den Türken feindlich angegriffen zu werden. Aber nicht diese Vorstellungen, sondern schon die allgemeine Liebe und Achtung, die sich der würdige Kaiser bei allen Fürsten des Reichs erworben hatte, machten, daß sein Vorschlag allgemein genehmigt wurde. Rudolf wurde also zu Regensburg von den Kurfürsten zum römischen König gewählt. *)

Zur Geschichte des Kaisers Maximilian des II. ist noch anzumerken, daß er sich, wiewol ohne Erfolg bei den niederländischen Unruhen, welche in

*) A. C. 1575. 27 Okt.

in diesem Zeitpunkte ausbrachen, als Mittelsperson verwendete. Wir wollen, der Erläuterung wegen, die Hauptumstände dieses langwierigen Kriegs, in sofern als sie hieher gehören, kürzlich anführen. Die gesammten Niederlande hatten, wie wir bereits wissen, an dem König von Spanien, Philipp den II. einen neuen Herrn bekommen. Diesen Prinzen hatte sein Vater Karl der V. zwar empfohlen, die Niederländer überhaupt mit Gelindigkeit zu regieren, und besonders die unter denselben befindlichen Protestanten zu toleriren; wahrscheinlicher Weise, weil er selbst die Erfahrung hatte, daß er mit aller Strenge, mit welcher er sie behandelte, doch nichts ausrichten konnte, sondern vielmehr einen Aufstand nach dem andern dämpfen muste. Aber der stolze und eigensinnige Philipp fand nicht für gut, der Ermahnung seines Vaters nachzukommen. Er vergab die Statthalterschaft in den Niederlanden an die Prinzessin Margaretha von Parma, eine natürliche Tochter Karls des V. Die Geschichtschreiber rühmen den guten Charakter dieser Prinzessin fast allgemein. Sie war in den Niederlanden gebohren, hatte eine geraume Zeit an dem Hofe ihrer Tante, welche ebenfalls Gouvernantinn der Niederlande gewesen war, gelebt, besaß viel Staatsklugheit, und einen männlichen Muth, und ihre einzige Schwachheit war, daß sie einen übertriebnen Eifer für die katholische Re-

 ligion

ligion und zu viel Anhänglichkeit an die römische Klerisei zeigte. Allein der König Philipp gab ihr den bekannten Kardinal Granvella zum geheimen Rath, und das war genug, die ganze Sache zu verderben. Die protestantische Religion wurde von Deutschland und Frankreich aus, in den Niederlanden mächtig fortgepflanzt, ein Umstand der dem Kardinal unmöglich gefallen konnte. Man machte also alle Anstalten die Protestanten grausam zu drücken; die ehemaligen harten Edikte Karls des V. wurden nach ihrer ganzen Strenge vollzogen, und die **Inquisition** unter dem Namen einer **Visitation** eingeführt. Hierüber wurden die Niederländer äuserst aufgebracht; der gröste Theil des Adels verband sich, seine Freiheiten und Rechte zu beschüzen, und der Pöbel rottete sich zusammen, und brach, wo er die Oberhand erhielt, in die gröbsten Excesse aus, wobei es vorzüglich den katholischen Kirchen und Klöstern galt, von welchen viele geplündert und verheert wurden. Der Adel brachte es zwar endlich so weit, daß Granvella die Niederlande verlassen muste, aber der Kardinal that es nur um einem Manne Plaz zu machen, der zehnmal ärger war, als er selbst. Der König in Spanien, der mit der staatsklugen Gelindigkeit der Prinzessin Gouvernante nicht zufrieden war, und seinen Willen mit Gewalt vollzogen wissen wollte, schikte den bereits bekannten Herzog von Alba mit einem

mäch-

mächtigen Heere von Spaniern und Italiänern nach den Niederlanden, um die dortigen Unruhen mit Gewalt zu dämpfen. Anfangs hieß es, er käme nur die Prinzessin zu unterstüzen; es zeigte sich aber bald, aus seinem eigenmächtigen Verfahren, daß er ganz andre Aufträge von seinem König erhalten hatte. Die Prinzessin Margaretha, welcher es nicht behagte, daß sie nur Titulargouvernante der niederländischen Staaten seyn sollte, hielt nun bei dem König um ihre Entlassung an, welche auch ohne alle Schwierigkeiten und unter den grösten Danksagungskomplimenten erfolgte, worauf sie die Niederlande verließ. Izt hatte der Herzog von Alba völlig freie Hand. Er sezte eine Kommission, welche die Ursachen der niederländischen Unruhen untersuchen sollte (Conseil des Troubles) nieder, wobei er selbst präsidirte, und nun ward allen Patrioten, und vorzüglich den Protestanten, der Proceß ohne Gnade gemacht. Viele hohe Standespersonen, und unter diesen die Grafen von **Egmont** und **Horn**, zween Herren, welche ein ungemein grosses Ansehen unter den Niederländern hatten, wurden öffentlich hingerichtet. Geringere wurden zu Tausenden auf die Schlachtbank geliefert, die spanische Bigotterie und Grausamkeit triumphirte auf die abscheulichste Art, und die Henker konnten fast nie fertig werden. Eine so ungerechte und unmenschliche Behandlung muste die Niederländer

noth-

nothwendig aufs Aeuserste bringen. Sie ergriffen, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Oranien die Waffen, und strengten alle ihre Kräfte an, das unerträgliche spanische Joch abzuwerfen. Auch suchten sie, weil ihre Waffen gegen die überwiegende spanische Macht immer sehr unbeträchtlich waren, benachbarte Mächte in ihr Interesse zu ziehen.

Vornemlich wendeten sie sich an den Kaiser und das Reich, weil die Niederlande von Karln dem V. unter dem Namen des burgundischen Kreises in Verbindung mit dem Reich gebracht worden, und sie folglich von dem Kaiser begehren konnten, daß er sich ihrer, als eines Gliedes des Reichs annehmen sollte. Aber unser Maximilian nahm es diesmal, aus Gründen, mit dieser Verbindung so genau nicht, als man es vielleicht von ihm fordern mochte. Denn erstlich würde es dem Reich wirklich mehr geschadet als genützt haben, wenn er sich in einen Krieg mit dem mächtigen König von Spanien gemengt hätte, und dann hatte Karl der V. den Niederlanden, als er sie mit dem Reich verband, Vorrechte zugestanden, welche dem Reich eben keinen Vortheil brachten.*) Er that also weiter nichts, als daß er dem König von Spanien deswegen Vorstellungen machen ließ, und ihn ersuchte, er möchte ein gelinderes Betragen gegen die Niederländer

*) Gesch. d. t. R. v. E. G. H. B. II. p. 231. 232.

länder annehmen. Dadurch beleidigte er aber den Stolz Philipps des II. auf das Aeusserste, und seine Erinnerungen wurden verachtet. So zerschlug sich auch ein Konvent zu Breda, wodurch er einen Vergleich zwischen der Krone Spanien und den Niederländern zu vermitteln gedachte.

Uebrigens sezte Maximilian der II. die Gerechtsame des Reichs niemals aus den Augen. Ein Beweiß davon ist, daß er sein Ansehen bei einem Rangstreit behauptete, den die Herzoge von **Modena** und **Florenz** unter seiner Regierung mit einander bekamen. Der Herzog von Modena und Ferrara, **Alfonsus** der II. aus dem alten fürstlichen Hause **Este**, und der Herzog **Kosmus** der I. von Florenz, aus der Familie **Medicis**, welche erst von Karln den V. zur fürstlichen Würde erhoben worden, machten einander den Rang streitig, und Alfonsus wollte einem Fürsten aus einer so neuerdings erhobnen Familie den Rang durchaus nicht zugestehen. Endlich maßte sich der heilige Vater zu Rom der Entscheidung dieser streitigen Sache an. Aber der Herzog Alfonsus besorgte, daß er den Ausspruch zum Vortheil seines Gegners thun möchte, und berichtete die Sache an den Kaiser. Der Pabst wollte den Kaiser in dieser Sache nicht für einen Richter, sondern höchstens für eine Mittelsperson erkennen, und that auch wirklich den Ausspruch für den Herzog

Kos-

Kosmus von Florenz. *) Der Kaiser aber ahndete dieses Beginnen sehr scharf, und verwieß es dem Herzog Kosmus nachdrücklich, daß er mit Hintansezung der Gerechtsame des Reichs auf seine Lande, den Vorrang vor dem Herzog von Modena vor dem Richterstul des Pabsts gesucht hätte. **) Er behauptete standhaft, daß Italien keinen König ausser dem deutschen Kaiser habe. Nachdem aber der Herzog Kosmus verstorben war, und sein Prinz ihm in der Regierung folgte, welcher eine Schwester des Kaisers zur Gemahlin hatte, so erklärte ihn der Kaiser, mit Einwilligung der Kurfürsten, für einen Grosherzog zu Florenz und Herzog in Etrurien, und verliehe ihm, diese Würde von des Reichs wegen, iedoch, den **kaiserlichen Gerechtsamen unbeschadet** ***) zu haben und zu führen. Er ahmte hierinnen den Grösten und Würdigsten unter seinen Vorgängern rühmlich nach, welche den Päbsten, welche von ie her gewohnt waren, Eingriffe in die Rechte der weltlichen Regenten zu thun, Ernst zeigten, und dadurch zu Tage legten, daß sie nicht zu den kurzsichtigen Sterblichen gehörten, die man durch das Gespenst einer übermenschlichen Heiligkeit derge-

*) A. MANVTII uita Cosmi I. p. 152.

**) MASCOV de iurib. Imperii in Duc. Florent. in app. p. 26.

***) MASCOV. L. c. p. 28.

dergestalt blenden kann, daß sie mit sich machen lassen was man will.

Maximilian der II. starb im Jahr 1576. den 12 Oktober, und der Tod verhinderte ihn einen neuen Türkenzug vorzunehmen, mit welchem er umgieng. Er war unstreitig einer der würdigsten Kaiser, welchen Deutschland iemals hatte, wie leicht aus seiner Geschichte zu sehen ist. Freilich macht sein Name keine so grosse Figur in der Geschichte, wie Karl der V. und seines Gleichen. Aber er war nichts destoweniger ein tapferer und entschlossener Prinz, ob er gleich kein kühner Eroberer war. Er kommandirte die gegen die Türken aufgebrachten Reichsvölker in Person, und war wenigstens bei den meisten Operationen dieser Armee gegenwärtig. Es war ihm eben nicht darum zu thun, viele Länder zu beherrschen; dieses siehet man daraus, daß er seine Ansprüche auf die polnische Krone, ohnerachtet er von einem beträchtlichen Theil der Nation war erwählt worden, nicht so eifrig betrieb, als er vielleicht würde gethan haben, wenn die Polen seinen Prinzen zum König gewählt hätten: Aber er versäumte nichts, was die Wolfahrt des deutschen Reichs erheischte. Er ließ sichs äuserst angelegen seyn, allen Unordnungen und Unbilden zu steuern, und liebte Gerechtigkeit und Billigkeit über alles. Seine Unterthanen liebte er, wie ein Vater seine Kinder, und gewährte ihnen alles, was ihr Glük

und Ruhe befördern konnte. Den falschen Religionseifer, und Religionshaß, dieses verderbliche Ungeheuer, das Königreiche umstürzt, und Länder verwüstet, kannte er nicht. Er betrug sich bei Religionsstreitigkeiten gemäßigt und billig, und die Protestanten, die er auch in seinen Erblanden duldete, fanden ihn so gerecht und gütig, als seine eigenen Religionsverwandten. Man erzählt von ihm, er sei ein heimlicher Protestant gewesen, er habe einen protestantischen Hofprediger gehabt, den er aber auf dringendes Anhalten der Katholiken endlich von sich lassen müssen, und seine Vertrauten, der Feldherr Schwendi und der Leibarzt Krato wären ebenfalls in der Stille der protestantischen Religion zugethan gewesen. Meinetwegen mag, wer will, diese Sage in ihrem ganzen Umfange für wahr annehmen, ich bin nicht geneigt ein gleiches zu thun. Es folgt nicht, daß ein Herr der einen Geistlichen von einer andern Religionspartei an seinem Hofe hält, darum der Religion dieses Geistlichen zugethan seyn muß, und wenn man aus dem Betragen des guten Kaisers und seiner würdigen Freunde den Schluß zog, daß sie keine Katholiken wären, so kam es blos daher, weil man sich in diesen Zeiten noch nicht von der Wahrheit des Sazes überzeugen konnte, daß man ein Katholik seyn könne, ohne darum eben Alles zu glauben, was die Kirche glaubt, oder, wie die richtigste Erklärung dieses Ausdruks

lautet,

lautet, was die Pfaffen von den Laien geglaubt haben wollen. Maximilian der II. war ein Katholik; aber ein einsichtsvoller Herr, der Gerechtigkeitsliebe und Billigkeit für die vorzüglichsten Tugenden eines Regenten hielt, und ein ächter Christ, der überzeugt war, daß der Verfolgungsgeist sich nicht mit dem Christenthum vertrage. Daher wurde er auch allgemein geliebt, und geschäzt. Man muß dem Geschichtschreiber Beifall geben, der ihn den **Traian der Deutschen** *) nennt, und man darf die Worte, die Rom ehemals seinen Beherrschern zurief, weil es wünschte, daß sie so regieren sollten, **) allerdings auf ihn anwenden, und von ihm sagen: **Er war ein besserer Regent, als Traian!**

Ihm folgte nun sein Sohn, **Rudolf** der II. in der Regierung, und bestieg den kaiserlichen Thron in einem Alter von vier und zwanzig Jahren. Die wichtigen Religionsstreitigkeiten, welche unter seiner Regierung entstunden, werden wir an ihrem Ort erzählen. Weil wir aber der niederländischen Unruhen vorhin erwähnt haben, müssen wir hier noch beifügen, daß unter der Regierung dieses Kaisers die niederländischen Provinzen **Geldern**, **Holland**, **Seeland**, **Utrecht**

*) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 293.

**) Felicior Augusto, *melior* Traiano!

recht und Friesland, denen nachher auch Ober-yssel und Gröningen beitraten, nach einem langwierigen Krieg, das spanische Joch völlig abwarfen, und zu Utrecht eine Union *) unter sich schlossen, in welcher sie sich verbanden, ihre Gewissensfreiheit und ihre Rechte aufs äusserste zu vertheidigen.

Eine der ersten Angelegenheiten, die den Kaiser Rudolf den II. beschäftigte, war die Verbesserung des Kalenders. Man hatte sich nämlich bisher immer des alten oder sogenannten Julianischen Kalenders bedient, aber auch schon längst die Mängel und Unrichtigkeiten desselben eingesehen, und eine Verbesserung gewünscht. **) Nunmehr ließ sich der Pabst Gregor der II. einmal einfallen, Hand an dieses Werk zu legen. Er zog

*) A. C. 1579. 23 Jan.

**) Der Julianische Kalender war auf 365 Tage und 6 Stunden ausgerechnet. Es fand sich aber daß diese nach dem Kreislauf der Erde um die Sonne, oder, wie man sich damals ausdrükte, nach dem Lauf der Sonne gemachte Berechnung unrichtig sei, und sich eigentlich nicht höher, als auf 365. T. 5 St. 49 Min. belaufe. Diese Bemerkung soll nach einigen schon auf der Kirchenversammlung zu Nicäa gemacht, und berechnet worden seyn, daß alle 130 Jahre ein Tag zu viel herauskäme. — Auch auf dem Kostnizer Concilium wurde die Verbesserung des Kalenders in Vorschlag gebracht, aber nichts beschlossen.

zog die vorzüglichsten Mathematiker hierüber zu Rath, und endlich brachten Anton Lilius und Christoph Clavius, ein Jesuit, den neuen, von seinen Urheber so betitelten gregorianischen Kalender zu Stande. *) Als aber der Pabst dem Kaiser und den Ständen des deutschen Reichs den Antrag machen ließ, den neuen Kalender allenthalben einzuführen, fand sichs, daß nicht alle mit dieser Kalendergeschichte zufrieden waren. Besonders weigerten sich die Protestanten grösstentheils, den neuen Kalender einzuführen. Der Pabst hatte sich in seinem Schreiben unter andern des Ausdruks bedient, daß er die Einführung befehle, (mandamus iis) und die Protestanten wollten sich von ihm schlechterdings nichts befehlen lassen. Daher verwarfen sie den neuen Kalender, und behielten den alten bei, bis sie endlich ebenfalls eine Verbesserung des Kalenders vornahmen, welches aber spät genug erfolgte. Der Kaiser konnte freilich die Einführung des verbesserten Kalenders zu seiner eignen Sache machen, und es ist wol nicht zu läugnen, daß die Sache weit weniger Schwierigkeiten gehabt haben würde, wenn der Kaiser, und nicht der Pabst den neuen Kalender publicirt hätte. Man tadelt daher den Kaiser Rudolf, daß er dieses nicht that. Wenn er es aber wollte, so muste er dem Pabste

 zuvor,

*) C. CLAVII explicatio Romani Calendarii a Gregorio XIII. restituti. Rom. 1603. f.

zuvorkommen und die Verbesserung selbst veranstalten: da das aber nicht geschah, und der Pabst sich so voreilig in die Sache mengte, und mit den deutschen Reichsständen aus einem so hohen Ton sprach, so konnte Rudolf, der Geschehenes nicht ungeschehen machen konnte, unmöglich damit fortkommen. Man würde seine Proposition immer für die Proposition des Pabsts gehalten, und geglaubt haben, daß man nicht den Willen des Kaisers, sondern des Pabsts erfüllte, wenn man sich darnach fügte. Indessen entstand in der Folge aus dieser Kalendersache nicht wenig Unheil: Denn da man izt im deutschen Reich zween verschiedne Kalender hatte, und iede Partei sich in der Zeitrechnung und Feier der Feste nach dem Ihrigen richtete, so kam es darüber an solchen Orten, wo beide Religionen eingeführt waren, besonders in Ansehung der Osterfeier zu den heftigsten Streitigkeiten. *)

Ueber-

*) Man kan die Geschichte dieser unseligen Streitigkeiten nicht lesen, ohne die entsezliche Verblendung zu beklagen, welche der falsche Religionseifer über den Verstand der Menschen verbreitet. Man muß die Ueberredungskünste verabscheuen, welche dieienigen, welche ihr Amt verpflichtet, Diener und Beförderer des Friedens zu seyn, auf beiden Seiten anwendeten, das gemeine Volk in den Harnisch zu bringen. Mit Beschämung sage ich dies auf beiden Seiten, aber ich muß es, der Warheit zu Steuer sagen.

Ueberhaupt häuften sich die Religionszwistigkeiten so, daß man eben kein Prophet seyn durfte, um vorauszusehen, daß sie endlich in ein grosses Kriegsfeuer ausbrechen würden. Der Religionsfriede war bei weitem nicht hinlänglich, allen fernern Uneinigkeiten abzuhelfen; vielmehr gaben die Punkte desselben mehr als einmal Veranlassung dazu. Ein Beweiß davon ist folgende Geschichte. **Gebhard**, Erzbischof und Kurfürst von Kölln, aus dem Hause der **Truchsessen von Waldburg** verliebte sich in eine iunge Gräfin von **Mansfeld, Agnes**, eine Tochter des Grafens **Johann Georg** von Mansfeld, der der evangelischen Religion zugethan war. Er ergrif begierig die Gelegenheit, seine Geliebte, als sie zu **Brüel** ihrem Schwager, einen Freiherrn von **Crichin-**

sagen. Auf einer Seite wollte man eine Kalendergrille durchaus zur höchstwichtigen Religionsangelegenheit machen, und die mindermächtige Religionspartei, die diese Grille nicht annehmen wollte, mit offenbarer Gewalt dazu zwingen, und auf der andern Seite verfiel man auf äuserst lächerliche Einfälle. Man fand den gregorianischen Kalender, wer sollt' es in Ewigkeit denken, — im Propheten Daniel, und zwar c. 7. v. 25. wo es heißt: Er — der lezte König der aus den Hörnern des vierten Thiers entstehen wird — wird sich unterstehen, Zeit und Gesez zu ändern. — Wenn wird man endlich aufhören, die Bibel durch solche alberne Auslegungen zu mishandeln!

gen, und seiner Gemahlin, ihrer Schwester, welche beide eine Reise vorhatten, das Abschiedskompliment machen wollte, zu einem Festin einzuladen, mit welchem sich auch der vertraute Umgang, den sie in der Folge mit einander hatten, anfieng. Dieser Umgang aber misfiel nicht allein dem Domkapitel zu Kölln, welches die Folgen desselben vielleicht voraussahe, sondern auch der Familie der Gräfin Agnes, welche es für schimpflich hielt, daß sie die Beischläferin des Kurfürsten seyn sollte. Sie drangen demnach ernstlich in ihn, die ihrem Geschlechte zugezogne Schande durch eine ordentliche Vermählung mit der Gräfin Agnes zu tilgen. Gebhard, der seine Agnes über alles liebte, war leicht dazu zu bewegen: aber was sollte mit dem Erzbisthum werden, wenn er sich, den Regeln der römischen Geistlichkeit zuwider, vermählte, und die Religion änderte? Vermöge des in dem Religionsfrieden einbedungnen **geistlichen Vorbehalts** muste er dann auf dasselbe Verzicht thun; eine Sache wozu er auch keine Lust hatte, weil er alsdann unmöglich hätte standesmäßig leben können. Da ihm aber einige seiner vertrauten Räthe beredeten, daß die Sache dennoch thunlich sei, ohne daß er sein Erzbisthum deswegen würde verlassen müssen, so entschloß er sich wirklich, die Religion zu verändern, und sich mit der Gräfin Agnes zu vermählen. Allen fatalen Folgen aber desto sicherer vorzubeugen,

ließ er eine ziemliche Anzahl Truppen anwerben, mit welchen er seine Residenz, Bonn, besezte. Der Vorwand, den er dabei gebrauchte, war, daß er Völker nöthig habe, sein Erzbisthum gegen einen zu befürchtenden Angrif der Holländer zu beschützen. Allein die Gegenparthei sah diesen scheinbaren Vorwand durch; besonders ließ ihm das Domkapitel durch einige Delegirte, eine kategorische Antwort, wohin sein Betragen abgesehen sei, abfordern. Hierauf erklärte er öffentlich „daß er aus Liebe zur Warheit" — hätte freilich heissen sollen, zur Gräfin Agnes — „seine Religion geändert habe, und allen seinen Unterthanen frei stellte, das nämliche zu thun. Würde er sich nach göttlicher Schickung vermählen, so bezeugte er hiemit öffentlich, daß er keineswegs die Absicht hege, das Erzstift erblich an seine Familie zu bringen, sondern es sollte hierdurch dem Domkapitel an seinen Rechten nichts benommen seyn." Dieses lies sich aber nicht mit solchen Versicherungen beruhigen, sondern wendete sich nunmehr an den Kaiser und an den Pabst, mit der Bitte, sie von einem Erzbischof zu befreien, der so gefährliche Absichten hegte. Der Pabst lies dieserwegen ein ernstliches Schreiben an den Erzbischof ergehen, gab auch dem Kurfürsten von Trier den Auftrag, ihn davon abzumahnen, und fertigte nachher in eben dieser Angelegenheit eine eigne Gesandschaft an ihn ab. Der Kaiser ließ

ihm ebenfalls die Vorstellung machen, daß er ihm, wenn er sich ja entschlossen hätte, seine Religion zu ändern, und sich zu vermählen, hierinn keine Maas geben, oder ihm etwas vorschreiben wolle, nur sollte er sich in diesem Falle, vermöge der Reichskonstitutionen, des Erzstifts Kölln, und der Appertinenzen desselben in der Güte begeben, und durch fernere Weigerung und Kriegsgewalt nicht sein eignes und des Erzstifts Verderben verursachen. Gebhard ließ sich aber alles dieses nicht hindern, sein Vorhaben durchzusezen. Er ließ sich mit seiner Agnes trauen, bemächtigte sich des erzbischöflichen Schazes, übergab das Kommando in der Stadt Bonn seinem Bruder, Karl; flohe mit seiner Gemahlin nach Arensberg in Westphalen, und bemühte sich nochmals sein Betragen in einer öffentlichen Schrift zu rechtfertigen. Hierauf belegte ihn der Pabst mit dem Bannfluch, und das Domkapitel entsezte ihn seiner erzbischöflichen Würde, und wählte an seine Stelle den Bischof Ernst von Freisingen, Hildesheim und Lüttich, einen gebornen Herzog von Baiern. Ob nun Gebhard gleich bei denienigen, auf deren Beistand er gerechnet hatte, wenig oder keine Hülfe fand, wollte er sich doch nicht dazu verstehen, seinem Nachfolger zu weichen. Seine Freunde suchten zwar einen Vergleich zu vermitteln, vermöge dessen er zwar das Erzbisthum an Ernsten abtreten, dagegen aber einen Theil der Einkünfte des-

selben

selben geniessen sollte: allein das Domkapitel sträubte sich hartnäckig, und bestund durchaus auf dem Buchstaben des erwähnten geistlichen Vorbehalts. Ueber diesen Vorbehalt und seine Gültigkeit entstand zwar bei diesem Anlaß ein sehr heftiger Schriftwechsel, womit aber, wie mit den meisten Federkriegen, nichts ausgerichtet wurde, als daß man einander wechselsweise Unanständigkeiten sagte. Der neue Kurfürst belagerte nunmehr die Stadt Bonn, und brachte es auch nach einer ziemlich langen Belagerung so weit, daß sie sich an ihn ergeben mußte. *) Gebhard der nach diesem Verlust auch in Westphalen nicht mehr sicher war, flüchtete sich nach Holland zu dem Prinzen von Oranien, der ihn einige Zeit zu Haag unterhielt. Von da schikte er seine Gemahlin nach England, bei der Königin Elisabeth Hülfe zu suchen. Ihre Gesandschaft lief aber nicht glüklich ab: denn sie sahe sich unversehens, und zwar, wenn einigen Erzählungen zu trauen ist, auf ausdrüklichen Befehl der Königin, genöthigt, dieses Reich zu verlassen. Die Anekdote sagt nämlich, die Königin Elisabeth habe in Erfahrung gebracht, daß ihr damaliger Günstling, der bekannte Graf von Essex vertrauter mit der Gräfin umgienge, als es ihr, der Königin anständig seyn mochte. **) Als sie zurükgekommen war,

N 5 begab

*) A. C. 1584. 28 Jan.

**) Kölers Münzbelust. B. I. p. 303.

begab sich Gebhard, der sich nunmehr völlig verlassen sahe, nach Strasburg, wo er Domdechant war, und ungestört leben konnte, weil das dortige Domkapitel aus beiderlei Glaubensgenossen bestand. Hier lebte er im Stillen, bis an sein Ende, welches im Jahre 1601. erfolgte.

Der erwähnte Umstand, daß das Domkapitel zu Strasburg in Ansehung der Religion getheilt war, erregte abermal einen Krieg. Es waren da vierzehn evangelische und nur halb so viel katholische Kapitularen. Nach dem Absterben des Bischofs Johann, eines gebornen Grafen von Manderscheid wählte der evangelische Theil den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg; der katholische aber den Kardinal von Lothringen. Die leztern wurden gezwungen, nach Zabern zu entweichen, und es kam bald zu öffentlichen Feindseligkeiten, in welchen zwar die brandenburgische Partei glüklicher war als die lothringische; doch konnte mit den Waffen nichts entschieden werden. Als endlich beide Parteien des Kriegs müde waren, erwählten sie drei katholische und drei evangelische Fürsten zu Schiedsrichtern, welche nachdem sie einige vorläufige Vergleichungspunkte ausgemacht hatten, die völlige Entscheidung der streitigen Sache dem Kaiser heimstellten. Aber Rudolf der II. war so zögernd und unthätig, als Friedrich der III. Er verschob seine Entscheidung von einer Zeit zur andern, bis endlich

sich die uneinigen Parteien selbst darüber einig wurden, und einen Vergleich schlossen, bei welchem der Herzog Friedrich von Würtemberg die Mittelsperson war. Nach demselben blieb der Kardinal von Lothringen im Besiz des Bißthums Strasburg, und der Markgraf Johann Georg wurde mit einer beträchtlichen Geldsumme entschädigt. *)

Der Türkenkrieg war indessen abermal zum Ausbruch gekommen. **) Die Türken fielen in Kroatien ein, eroberten die Gränzfestung Wihicz, und verheerten das Land weit und breit. Der Erzherzog Matthias von Oesterreich rükte ihnen zwar mit einer Armee entgegen, er war aber nicht glüklich, und erlitt sogar bei Erla eine gewaltige Niederlage, in welcher man den Verlust des teutschen Heers auf 10000 Mann rechnete. Der Fürst von Siebenbürgen Sigmund Bathori, der bisher einen jährlichen Tribut hatte an die Türken bezahlen müssen, suchte sich desselben ebenfalls zu entledigen, und schloß zu dem Ende mit dem Kaiser Rudolf ein Bündniß gegen die Türken, wobei abgeredet wurde, daß das Fürstenthum Siebenbürgen bei der Familie Bathori erblich verbleiben, nach dem Abgang derselben aber an das Haus Oesterreich fallen sollte. Nach der

Zeit

*) Kölers Münzbel. B. XX. p. 13. Gesch. d. t. R. v. E. S. H. B. II. p. 307.

**) A. C. 1591.

Zeit ließ sich Bathori überreden Siebenbürgen gegen die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor und gegen eine jährliche Summe von 50000 Thalern an den Kaiser zu vertauschen. Bathori that dieses, weil er keine Hofnung hatte Erben zu erhalten, und ihm folglich der vorige Vertrag im Grunde wenig nüzte, vielleicht auch, weil er den Besiz solcher Länder, die er in Ruhe regieren konnte, einem Fürstenthum vorzog, in welchem er wegen der Türken, mit welchen er gebrochen hatte, in steten Sorgen seyn muste. Der Kaiser vergab Siebenbürgen an seinen Bruder, den Erzherzog Maximilian von Oesterreich. Die Siebenbürger aber waren mit dem Tausch, welchen ihr Fürst getroffen hatte, äuserst unzufrieden, und Bathori widerrief hierauf den bereits getroffenen Vertrag, und reklamirte den Besiz seines Fürstenthums. Darüber kam es aber zwischen ihm und dem Erzherzog Maximilian zum Kriege. Bathori wurde gezwungen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, der ihm ein jährliches Gehalt aussezte, von welchem er zu Prag, in der Qualität eines Freiherrn, lebte, an welchem Orte er auch im Jahre 1613. sein Leben beschloß. Der siebenbürgische Adel aber wollte sich durchaus nicht zur Unterwerfung bequemen, und machte einen Anverwandten des Bathori, Stephan Botskai, zum Fürsten. Dieser erneuerte das Bündniß mit den Türken, und begab sich in den Schuz des Sul-

tans

ans Mehemet, der ihm mächtige Unterstüzung versprach. Endlich kam es iedoch auch zwischen ihm und dem Kaiser Rudolf zum Vergleich, worinn ihm dieser den Besiz von Siebenbürgen, iedoch mit dem obigen Vorbehalt des Rükfalls an Oesterreich zugestand.

Endlich wurde auch mit den Türken ein Stillstand auf zwanzig Jahre geschlossen, vermöge dessen ieder Theil seine Eroberungen behalten sollte. Rudolf der II. hatte in der That auch Ursache genug, auswärtige Kriege zu vermeiden, und die Ruhe seiner Staaten um ieden Preiß zu erkaufen. Denn er konnte mit seinen Regierungsangelegenheiten nie zu Stande kommen, weil er sich immer mit Sachen beschäftigte, welchen er wenigstens nicht seine eigentliche und wichtigere Bestimmung hätte aufopfern sollen. Er war ein besonderer Freund und Gönner der Gelehrten, und der Wissenschaften. Aber diese an einem August, Franz dem I. und andern Monarchen der ältern und neuern Zeiten so hoch, und zwar mit allem Recht hochgepriesene Eigenschaft wurde bei Rudolfen dem II. zum unverzeihlichsten Fehler. Jene Prinzen, deren die Geschichte rühmlichst gedenkt, weil sie Gönner und Beförderer der Wissenschaften und Künste waren, begünstigten die Aufnahme derselben, ohne dabei zu vergessen, wer sie selbst, und was ihre vornehmsten Angelegenheiten wären, und ermunterten den Fleis und die

Talen-

Talente der Gelehrten und Künstler durch ihren Beifall, und durch Aufwand, den sie wenigstens weit leichter machen konnten, als Rudolf der II. Dieser Prinz wollte nicht allein ein Freund der Gelehrten, er wollte auch selbst ein Gelehrter seyn, und fiel selbst in der Wahl der Wissenschaften, die seine vorzügliche Huld und Neigung hatten, auf lächerliche Ausschweifungen, woran freilich der herrschende Geschmak der damaligen Zeiten auch viel Schuld hatte. Er war ein passionirter Liebhaber der Astronomie und Astrologie, wie ehemals Alfonsus von Aragonien. Er lokte die berühmtesten Sternkundigen der damaligen Zeiten an seinen Hof, unter grossen Versprechungen, die er ihnen hernachmals nicht halten konnte, und wodurch er selbst gewissermassen der Urheber des unglüklichen Schiksals dieser Männer ward. Besonders wurde der berühmte Astronom Johann Kepler durch ihn unglüklich, und muste sein Leben zu Regensburg in sehr dürftigen Umständen beschliessen, weil ihm die ihm vom Kaiser ausgesezte Pension, alles Anhaltens ohngeachtet, nicht bezahlt wurde. Der Kaiser beschäftigte sich also fast immer mit Arbeiten, die wol einem Professor der Sternkunde, aber nicht ihm anständig waren, weil er darüber vergaß, daß er Kaiser war. Wenn dringende Regierungsgeschäfte die Wirksamkeit seines Geistes erheischten, so hatte er in seinem Kabinet eine astrono-

mische Berechnung zu verfertigen, oder eine Nativität zu stellen, oder an einem chymischen Proceß zu laboriren — denn auch die edle Goldmacherkunst war eins von seinen Steckenpferden. Man sieht leicht ein, daß Wissenschaften wie die Sternkunde und Chymie, Wissenschaften, die so viel Abstraktion erfordern, und sich des Geistes desjenigen, der sich damit beschäftigt, weit mehr, als jedes andre gelehrte Steckenpferd bemächtigen, sehr fähig sind einem regierenden Herrn, der sich in sie verliebt hat, Zeit zu den Regierungsgeschäften und Geschmack daran entziehen zu können. Dies war der Fall mit Rudolf dem II. Er hatte für seinen Lieblingsgrillen fast immer nicht Zeit, die Angelegenheiten mochten noch so wichtig seyn; sie wurden von einer Zeit zur andern verzögert, und wenn auch ein Entschluß erfolgte, so war er entweder der Lage der Sachen nicht angemessen, oder er wurde zur unrechten Zeit vollzogen. Dies war nicht nur für das Reich, sondern auch für ihn selbst, sehr nachtheilig. Denn es traf ihn, wie wir in der Folge vernehmen werden, völlig das Schiksal Alfonsus des Weisen, dem er so ähnlich war.

Wir treffen zwar in der Regieruugsgeschichte Rudolfs des II. auf verschiedne Reichstäge und Religionsunterhandlungen, aber man kan nicht sagen, daß dadurch das wahre Beste des Reichs bewirkt und befördert worden wäre. Auch war

Rudolf

Rudolf lange nicht so billig gegen die Protestanten gesinnt als Maximilian der II. da sie nun bei den damaligen Aussichten nicht ohne Grund in Gefahr zu seyn glaubten, so schlossen sie zu Heidelberg eine Union *) oder ein Bündniß, worinnen sie sich zu wechselseitiger Unterstüzung, und Beilegung der unter ihnen obwaltenden Irrungen und Streitigkeiten verbindlich machten, weil sie, was diesen Punkt betraf, gegen den Reichshofrath grosse Beschwerden führten. Daher errichteten sie ein eignes **Unionsgericht**, und der Kurfürst **Friedrich** der IV. von der Pfalz wurde zum Haupt der Union erkohren.

Wir können nicht umhin, die einzelnen Unruhen, und Privatkriege, welche in diesem Zeitpunkte das Reich zerrütteten, ihrer Reihe nach anzuführen, weil ihre Erwähnung Licht über die Geschichte des dreissigiährigen Kriegs verbreitet. Hieher gehört erstlich der **marpurgische Erbfolgestreit.** Der Landgraf **Ludwig** der IV. von Hessen war unbeerbt gestorben, und hatte testamentlich verordnet, daß seine Fürstenthümer, **Marpurg** und **Giessen**, unter die übrigen beiden landgräflich hessischen Linien, **Kassel** und **Darmstadt** getheilt werden sollten, doch mit dem Vorbehalt, daß derienige welcher die Religion verändern oder das Testament bestreiten würde, seines Antheils verlustigt seyn sollte. Nun meldeten

*) A. C. 1603. 12 Febr.

ten sich zwar die Landgrafen von Hessen, darmstädtischer Linie, als rechtmäßige Erben; sie wollten aber den Landgrafen Moriz von Hessenkassel von der Erbfolge ausschliessen, unter dem Vorwande, daß er der reformirten Religion zugethan sei, und dieselbige in seinen Landen einführe. Denn man muß hier anmerken, daß die Lutheraner und Reformirten in diesem Zeitraum gar nicht einig waren, sondern einander vielmehr herzlich haßten. Wenn also von Aenderung oder Neuerung in der Religion die Rede war, so verstanden die Katholiken beide protestantische Religionsparteien; die Lutheraner aber nicht nur die Rükkehr zur römischen Kirche, sondern auch vornämlich die Einführung der reformirten Lehre, oder, wie sie sich ausdrükten, des Kalvinismus, welchen sie äuserst haßten, und verabscheueten. — Hierüber entstand also im Hause Hessen ein heftiger und weitläuftiger Erbfolgestreit, der erst sehr spät beigelegt werden konnte.

Der erwähnte Landgraf Moriz war Schuzherr über die Stadt Paderborn, welche ihrem Bischof, Ulrich von Fürstenberg den Gehorsam völlig aufgekündigt hatte, und, weil sie sich unter hessischem Schuz für sicher hielt, es auch dabei nicht bewenden ließ, sondern sogar in offenbare Feindseligkeiten gegen den Bischof ausbrach. Da sichs aber so wol der Landgraf als die Paderborner am wenigsten versahen, so kam der Graf Johann

von Ostfriesland dem Bischof mit einem Heer zu Hülfe, zog vor Paderborn, und bemächtigte sich der Stadt, ehe noch der Landgraf etwas zum Vortheil seiner Schuzverwandten unternehmen konnte.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hatte schon lange die Absicht gehegt, die Stadt Braunschweig, welche damals eine der ansehnlichsten Hansestädte war, in seine Gewalt zu bringen. Da aber alle seine Anschläge vergeblich waren, gieng er endlich mit Gewalt zu Werk. Er belagerte Braunschweig, wurde aber darüber vom Kaiser in die Acht erklärt, und sah sich endlich gezwungen, die Belagerung wieder aufzuheben, weil sich die Braunschweiger tapfer vertheidigten, und von keinen Vergleichungsvorschlägen, ohngeachtet er ihnen dergleichen zu wiederholtenmalen machen ließ, etwas wissen wollten. Die Braunschweiger sezten den Krieg mit Hülfe der übrigen Hansestädte fort, wurden aber deswegen gleichfalls in die Acht erklärt, welche iedoch nicht zur Vollziehung kam. Da inzwischen der Herzog Heinrich Julius mit Tode abgieng, belagerte sein Sohn und Nachfolger, Ulrich Friedrich, die Stadt vom neuen, muste aber wieder mit grosem Verlust abziehen. Endlich kam, durch Vermittelung des Königs von Dänemark ein Friede zwischen dem Herzog und der Stadt zu Stederburg *) zu Stande,

*) A. C. 1615. 21 Dec.

Stande, in welchem ersterer der Stadt ihre Rechte und Privilegien bestätigte, diese aber den Herzog für ihren Schuzherrn erkannte.

Nunmehro kommen wir auf eine Begebenheit, welche zur Entstehung eines der fürchterlichsten Religionskriege nicht wenig beitrug. Die Stadt Donauwerth, welche in den mittlern Zeiten den Grafen von Dillingen zugehört hatte, war izt eine zum schwäbischen Kreise gehörige freie Reichsstadt. Nachdem sie sich zur Augsburgischen Konfession gewendet hatte, konnte sie zwar den Abt zum heiligen Kreuz nicht aus der Stadt bringen, doch verwehrte sie ihm alle solenne Proceßionen in der Stadt, und durch dieselbe. Dieser Abt aber ließ sich dem ungeachtet einfallen, am 15 April 1606. eine dergleichen feierliche Proceßion durch die Stadt zu halten, worüber aber der gemeine Pöbel aufgebracht wurde, und den Zug gewaltthätiger Weise auseinander iagte. Einige melden, der Abt habe vor der Hand ein kaiserliches Mandat, worinn ihm solche Umgänge zugestanden worden, ausgebracht, solches aber dem Rath nicht eher, als einige Stunden vorher, ehe er mit seiner Proceßion auszog, kommunicirt, und darauf der Protestation des donauwerther Magistrats ohnerachtet, sein Vorhaben durchgesezt. Da nun der Rath, aus Ehrerbietung gegen das kaiserliche Mandat es bei der Protestation bewenden ließ, und keine Gewalt gebrauchte, so

kam das gemeine Volk auf den Argwohn, daß es der Rath vielleicht selbst mit dem Abte und den Katholiken hielt, und vertheidigte seine Rechte, wie sie der Pöbel überall zu vertheidigen pflegt. Vergebens suchte der Magistrat die Sache zu schlichten, und sich mit dem Abt zu vergleichen: der Abt, der ohne Zweifel schon wuste, daß er unterstüzt werden würde, klagte diesen Vorgang als einen Landfriedensbruch bei dem Reichshofrath ein, und dieser erkannte auf eine Untersuchungskommißion, deren Direktion dem Herzog Maximilian von Baiern übertragen wurde. Dazu wollte sich nun die Stadt schlechterdings nicht bequemen: daher erklärte sie der Kaiser in die Acht, und übergab die Vollziehung derselben dem Herzog Maximilian. Dieser rükte mit einer überflüßig zahlreichen Armee vor die Stadt, welches er absichtlich that, damit die Exekutionskosten recht hoch anlauffen möchten, indem er schon lange die Absicht gehabt hatte die Stadt in seine Gewalt zu bringen. Er eroberte sie auch im December 1607. wirklich, nahm förmlich von derselben Besiz, und beraubte die Bürger ihrer Freiheit, indem er die Kirchen der katholischen Geistlichkeit, besonders die Hauptkirche den Jesuiten einräumte. Wider dieses Verfahren protestirten zwar die Stände des schwäbischen Kreises eifrigst, und behaupteten, was sie mit Recht behaupten konnten, daß wenn ia die Stadt die Achtserklä-

rung verdient hätte, die Vollziehung der Achtssentenz doch nicht dem Herzog in Baiern, sondern dem schwäbischen Kreise hätte übertragen werden sollen. Als dieser die Stadt wirklich in Besiz nahm, hielt der schwäbische Kreis, mit Zuziehung andrer evangelischen Stände eine Zusammenkunft zu Ulm, auf welcher man sich über die zur Rettung der Stadt, und zur Verwahrung gegen ähnliche Unterdrükung berathschlagte. Aber Donauwerth blieb in der Gewalt des Herzogs Maximilian, ohngeachtet aller Vorstellungen, die zum Besten der Stadt auf verschiednen Reichstägen gemacht wurden, und man trug von kaiserlicher und baierischer Seite kein Bedenken dieses unbillige Verfahren für gerecht, und gesezmäßig auszugeben.*)

Inzwischen entstanden auch im oesterreichischen Hause selbst wichtige Streitigkeiten, wovon das sonderbare Betragen des Kaisers die Hauptursache war. Wir wissen bereits, daß er das Studieren zu seinem ersten Geschäfte machte, und die Regierung darüber vergaß. Er schloß sich beständig auf seinem Zimmer ein, und zeigte sich äuserst selten. Hieran war theils sein Hang zur Einsamkeit und zum Studieren, theils eine lächerliche Furcht Schuld, deren Grund in der alber-

*) Cf. Beständige Informatio facti et iuris etc. der donauwerthischen Relation entgegengesezt 1611. 4. PFANNER hist. pacis Westph. (Gotha 1697. 8.) p. 21. sqq.

nen Astrologie lag. Einer seiner Sternkundigen — die Anekdote sagt, es sei der damals so berühmte Tycho de Brahe gewesen, hatte ihn beredet, daß er sich für seinen nächsten Anverwandten sehr in Acht zu nehmen habe, und das Mißtrauen, welches Rudolf nunmehr gegen die übrigen Prinzen seines Erzhauses äuserte, machte diese elende Prophezeihung wahr, die ausserdem wol unerfüllt würde geblieben seyn. Auch hatte er sich nie vermählt, ob er gleich nichts weniger als ein Mesogyn war, und doch dachte er nie an eine Disposition wegen der Erbfolge, welche unter diesen Umständen höchstnöthig war. Die Erzherzoge von Oesterreich konnten also nichts gewissers voraus sehen, als daß nach dem Absterben des Kaisers die grösten Uneinigkeiten unter ihnen entstehen würden. Daher vereinigten sie sich miteinander, und erklärten den Erzherzog Matthias, *) des Kaisers Bruder, der ebenfalls unvermählt war, für das Oberhaupt des oesterreichischen Hauses, unter dem Vorwand, daß der Kaiser öfters von einer Gemüthsschwachheit befallen würde, die ihn zur Regierung untüchtig machte. **) Rudolf verweigerte aber seine Einwilligung hierzu, weil er die Absicht hatte, seinen Bruder von der Erbfolge

*) A. C. 1606. 25 April.

**) *Confoederatio* Archiducum Austriae contra fratrem et agnatum, Rudolphum II. ap. GOLDAST. de regno Bohem. p. 223. ed Schmink. Kölers Münzbel. T. VIII. p. 412.

folge auszuschliesen, und dieselbe auf die steiermärkische Linie zu bringen. Matthias faßte hierauf den Vorsaz, das, was man ihm in der Güte nicht zugestehen wollte, mit Gewalt zu nehmen. Er vereinigte sich mit den oesterreichischen und ungarischen Ständen, sammelte ein starkes Heer, und brachte es so weit, daß Rudolf ihm Oesterreich und Ungarn nebst dem Titel eines erklärten Königs von Böhmen abtreten muste. *) Hierzu trug der Umstand nicht wenig bei, daß Rudolf die Evangelischen in Oesterreich und Ungarn sehr hart drükte, weswegen sie über seine Regierung äuserst mißvergnügt waren. Matthias hingegen nahm ein entgegengeseztes Betragen an, um sich des Besizes seiner nunmehrigen Staaten um desto mehr zu versichern, und bestätigte ihnen ihre Religionsfreiheit in einer besondern Erklärung. **)

Dieses gemäßigte Betragen des Erzherzogs veranlaßte die Böhmen und Schlesier evangelischer Religion, daß sie bei ihrem Oberhaupte, dem Kaiser, um die nämlichen Freiheiten ansuchten. Rudolf muste sich auch endlich dazu bequemen, und ertheilte ihnen den sogenannten Maiestätsbrief, ***) dessen vornehmster Innhalt war, daß die Utraquisten — so wurden bekanntlich die Protestanten

*) Köler, l. c. T. II p. 84.

**) Raupachs evangel. Oesterreich. Anh. p. 250.

***) A. C. 1609. 11 Jul. 16 Aug.

testanten in Böhmen seit den Zeiten des Hußitenkriegs genannt, weil sie das heil. Abendmal in beiderlei Gestalt (sub utraque) austheilten und empfiengen — völlige Freiheit haben sollten, ihren Gottesdienst nach ihrer Konfeßion zu verrichten, das Konsistorium und die Universität zu Prag mit Leuten aus ihrem Mittel zu besezen, und Defensoren zu bestellen, welche für die Anordnung und Aufrechthaltung ihrer Religion und Religionshandlungen besorgt seyn sollten. Endlich sollte ihnen auch unverwehrt seyn, noch mehr Kirchen und Schulen, als sie bereits hatten, zu errichten. Diese zugestandenen Vortheile waren in der That sehr beträchtlich: aber die Freude der Böhmen war von kurzer Dauer. Die Nachfolger Rudolfs waren nicht geneigt ihnen dieienigen Freiheiten zuzugestehen, die ihnen dieser schwache Regent, aus Furcht, seine Lande gänzlich zu verlieren, eingeräumt hatte. So gab dieser Maiestätsbrief, dessen Kränkung die Böhmen nothwendig aufs höchste beleidigen muste, Gelegenheit zu ienen böhmischen Unruhen, mit welchen der dreissigiährige Krieg begann.

Neben diesen Händeln entstand noch der so bekannte und wichtige iülichische Succeßionsstreit, welcher mit dem Tode des lezten Herzogs von Jülich, Johann Wilhelm, *) ausbrach, und noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Johann

Wil-

*) 1609. 25 März.

Wilhelm war zweimal vermählt gewesen; doch verließ er keine Nachkommenschaft. Wider die Treue seiner lezten Gemahlin hatte er einen Verdacht, der ihn bewog, sie heimlich aus dem Weg zu räumen. Er hatte einen Bruder, Karl Friedrich, dieser starb aber auf seiner italiänischen Reise zu Rom *) so daß nur noch Johann Wilhelm von dem jülichischen Hause übrig war. Da er nun izt auch mit Tod abgieng, so wurden die Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg, die Grafschaften Mark und Ravensburg und die Herrschaft Ravenstein erledigt. Zu dieser wichtigen Erbfolge meldeten sich nun, das Haus Sachsen albertinischer und ernestinischer Linie; Johann Sigmund, Kurfürst von Brandenburg, Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg: Karl, Markgraf von Burgau, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken. Unter allen hatte Sachsen beider Linien unstreitig die gerechtesten Ansprüche. Der Herzog Albrecht, der Stammvater der albertinischen Linie hatte schon vom Kaiser Friedrich dem III. die Anwartschaft auf Jülich und Berg erhalten **) und zwar als eine Belohnung für seine grossen Verdienste um das Reich und um das oesterreichische Haus in dem Krieg in Ungarn und in den damaligen niederländischen Unruhen. Diese An-

*) St. V. PIGHII Hercules Prodicius.

**) 1483.

Anwartschaft wurde hernach von Maximilian dem I. bestätigt, und zugleich auf die ernestische Linie ausgedehnet. Hierzu kam noch, daß in dem Ehevertrage zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Grosmüthigen und der Prinzeßin Sibylla von Kleve *) war ausgemacht worden, daß nach Absterben des klevischen Mannsstamms das Herzogthum Kleve auf den Johann Friedrich und seine Nachkommen fallen sollte: welcher Vertrag hernach auf einem Reichstag zu Speier **) vom Kaiser selbst bestätigt wurde, nachdem man schon zehn Jahre vorher bei dem cadanischen Vergleiche darüber gehandelt hatte. Das sächsische Haus wuste auch darüber seine Deduktion zu machen, und auch in der Folge hat es nicht an Männern gefehlt, welche die Gerechtigkeit dieser Ansprüche aufs gründlichste erwiesen haben: aber dem ungeachtet hat Sachsen bis auf den heutigen Tag noch nichts als Titel und Wappen von diesen Landen erhalten können. Die andern Prätendenten verlangten die Erbfolge in Ansehung der weiblichen Descendenz. Johann Wilhelm von Kleve hatte vier Schwestern gehabt. Der Kurfürst von Brandenburg war mit Anna, der Tochter der ältesten Schwester, Maria Eleonora; der Pfalzgraf von Neuburg mit der zweiten Schwester, Anna; der Mark-

*) 1527.

**) 1544.

Markgraf von Burgau mit der dritten, Sibylla; und der Pfalzgraf von Zweibrük mit der iüngsten Schwester, Magdalena, vermählt. Nun hatte der Kaiser Karl der V. dem Herzog Wilhelm von Kleve, Jülich, und Berg, dem Vater des Johann Wilhelm ein privilegium habilitationis ertheilt, vermöge dessen nach Absterben des Mannsstamms auch die weibliche Succeßion gelten sollte, um sie auf ihre Mannserben fortzubringen. Aus diesem Grunde wollte Johann Sigmund von Brandenburg die übrigen alle von der iülichischen Erbfolge ausschliessen, und keinem einen Strich breit Landes zugestehen, weil er die Tochter der ältesten Schwester zur Gemahlin hätte. Diese Gründe würden haben gelten müssen, wenn das Privilegium habilitationis selbst hätte gültig seyn können, da Sachsen schon vor der Ertheilung desselben ein gegründetes Recht auf diese Erbfolge erhalten hatte. Die zwei lezten Prätendenten verlangten nur, daß die iülichischen Lande getheilt werden sollten. Aber iene sezten ihnen wieder ein Privilegium unionis entgegen, nach welchem diese Lande nicht getheilt werden dürften. Zwischen Brandenburg und Pfalz Neuburg kam es nunmehr zu Weitläuftigkeiten; sie fanden aber für besser, sich miteinander zu verstehen, nämlich sie nahmen beide die Lande in Besiz, und schlossen zu Dortmund einen Interims-

rimsvergleich, *) nach welchem sie, mit Einwilligung der Landstände die streitigen Lande so lange gemeinschaftlich regieren wollten, bis die Sache würde ausgemacht seyn. Daher haben sie den Namen der possidirenden Fürsten bekommen. Sachsen aber wollte den Weg Rechtens ergreifen: besonders wandte sich Kursachsen an den Kaiser, als den Lehnherrn, und verlangte von ihm die Eviktion. Wenn das ernestische Haus gleiche Gesinnungen, und gleichen Muth gehabt hätte, so würde Sachsen bald zu seinem Recht gekommen seyn. Nun befahl zwar der Kaiser den possidirenden Fürsten, daß sie die Lande an ihn zurükgeben sollten, und ließ auch einen grosen Theil derselben durch den Erzherzog Leopold in Sequestration nehmen; allein die Krone Frankreich, und die vereinigten Niederlande nahmen sich der possidirenden Fürsten an, eroberten Jülich, **) und machten der Sequestration ein Ende. Dieses Verfahren rechtfertigten sie aus dem scheinbaren Grunde; daß der kaiserliche Hof die Sequestration nur zum Vorwand brauche, und darunter die Absicht verdekt hatte, die streitigen Lande an sein eignes Haus zu bringen. Daß auch dieses nicht ganz ungegründet gewesen, erweiset sich aus einem Projekt, das der Reichsvicekanzler Levin von Ulm dem Kaiser überreicht hatte. Den Holländern konnte es al-

ler-

*) A. C. 1609. 31 Mai.

**) 1610.

lerdings nicht gleichgültig seyn, ob Oesterreich oder Brandenburg ihr Nachbar würde; in ihren damaligen Umständen hatten sie von der oesterreichischen Nachbarschaft allemal mehr zu fürchten. Heinrich der IV. von Frankreich aber glaubte, daß diese Unruhen über die jülichische Erbfolge die beste Gelegenheit wären, die Ausführung seines grosen Entwurfs einer allgemeinen christlichen Republik anzufangen, welcher Entwurf vornämlich dahin gieng, daß man die Macht des Hauses Oesterreich heruntersezen, und zwischen allen christlichen Mächten ein Gleichgewicht errichten wolle. Der König Heinrich ließ sich mit den possidirenden Fürsten in Traktaten ein, und war schon im Begrif, mit seinen Völkern in Deutschland einzurücken: aber dieser vortrefliche Prinz wurde vor der Zeit zu Paris ermordet. *) Am kaiserlichen Hof betrieb im Gegentheil Kursachsen sein Recht immer mehr. Der Kurfürst Christian der II. begab sich selbst nach Prag zum Kaiser, und empfieng von ihm die Belehnung über die jülichischen Lande, welche aber keinen andern Erfolg hatte, als daß Sachsen seitdem den Titel und Wappen von diesen Landen annahm. **)

Wir haben bereits erwähnt, daß die deutschen Stände evangelischer Religion in diesem Zeitraum sehr

*) A. C. 1610. 14 Mai.

**) Gesch. d. t. R. v. C. G. H. B. II. p. 321. 326. woraus wir die ganze Geschichte dieses Erbfolgestreits

sehr für ihre Freiheit besorgt seyn musten, und daß sie durch verschiedne Begebenheiten, worunter sonderlich die mit der Stadt Donauwerth zu zählen ist, erinnert wurden, auf ihrer Hut zu seyn. Dahero errichtete eine grosse Anzahl derselben zu Halle in Schwaben eine sogenannte Union *) und verbanden sich, einander beizustehen. Diese unirten Fürsten wurden auch die korrespondirenden Fürsten genannt, und der Kurfürst Friedrich der IV. von der Pfalz war das Bundeshaupt, der Fürst Christian von Anhalt aber der oberste Feldherr des Bundes.

Gegen dieses Bündniß, welches vorzüglich auf Anstiften des Königs von Frankreich, der seine Absichten mittelst desselben zu erreichen suchte, zu Stande gekommen seyn soll, errichteten die Katholischen ein anders, welches sie die Ligue (Liga) nannten. Die Glieder desselben waren vornämlich die drei geistlichen Kurfürsten und die meisten Bischöffe, und der Herzog Maximilian von Baiern wurde für das Haupt des Bundes erklärt. Aus diesen beiden Bündnissen entstand der dreissigiährige Krieg, so wie im vorhergehenden Jahrhundert der deutsche oder schmalkaldische Krieg auf dem schmalkaldischen Bund und die dagegen geschlossene Allianzen erfolgte.

Die

streits, welche wir ihrer Wichtigkeit halben nicht mit Stillschweigen übergeben konnten, wörtlich entlehnt haben.

*) A. C. 1610. 3 Febr.

Die immer mehr zunehmende Unthätigkeit des Kaisers machte endlich, daß die Kurfürsten einen Kollegialtag zu Nürnberg hielten, um sich zu berathschlagen, wie die Angelegenheiten des Reichs besser besorgt, und den vorwaltenden gefährlichen Aussichten abhülfliche Maaß gegeben werden könnte. Da sie allgemein überzeugt waren, daß der Kaiser dieses Geschäfte nicht ausführen könnte, so faßten sie den Entschluß, einen römischen König zu wählen, welcher die Verwaltung der Reichsgeschäfte im Namen des Kaisers übernehmen sollte. Rudolf war über diesen Entschluß der Kurfürsten sehr aufgebracht: erklärte aber dennoch, daß er einen Reichstag ausschreiben wollte, auf welchem man sich über diese Sache berathschlagen könnte.

Rudolf der II. befand sich auch nunmehr in solchen Umständen, daß er mit sich muste machen lassen, was man wollte. Er hatte alle seine Staaten verloren, und muste bei den Kurfürsten um einen jährlichen Gehalt bitten. Wir wissen bereits, daß sein Bruder, der Erzherzog Matthias ihn des Besizes von Oesterreich und Ungarn beraubt, und überdieses den Titel eines designirten Königs von Böhmen abgezwungen habe. Nun gerieth der Kaiser auf den Einfall, die böhmische Thronfolge dem Erzherzog zu entreissen. Zu dem Ende sammelte er unter dem Vorwande, die possidirenden Fürsten zu bekriegen ein ansehnliches Heer, und gab das Kommando darüber dem Erzherzog **Leopold**, von der steier-

märki-

märkischen Linie. Dieser fiel damit unversehens in Böhmen ein und eroberte den Theil der Stadt Prag, welcher die kleine Seite genannt wird. Aber Matthias eilte ebenfalls mit seinem Heere herbei, hinderte den Leopold an allen weitern Eroberungen, und nöthigte dem Kaiser einen neuen Vergleich ab, in welchem er ihm auch Böhmen abtreten muste.

Also war Rudolf nunmehr ein Kaiser ohne Land. Glüklicher Weise wurde er durch den Tod bald aus dieser unglüklichen Lage befreit. Er starb im Jahr 1612. den 10 Januar. Sein Karakter ist meinen Lesern aus dem was bereits von ihm erzählt worden, zur Genüge bekannt. Er war ein unglüklicher Prinz: allein er war an alle seinem Unglüke selbst Ursache, und folglich nicht sehr zu beklagen. Er täuschte die Erwartung des Reichs, welches an dem Sohne Maximilians des II. einen ganz andern Kaiser zu erhalten hoffte, als es wirklich erhielt. Statt in die Fußstapfen seines erhabenen Vaters zu treten regierte er unthätig, sorglos und ungerecht, und gab die meiste Ursache zu einem blutigen Kriege der das deutsche Reich auf die kläglichste Weise zerrüttete.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Truckenbrot, Michael, / Galletti, Johann Georg August, / Bock, Christoph Wilhelm,

Geschichte der Deutschen für die Jugend

Bd.: 4

Nürnberg 1784

Germ.g. 149-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047672-2
VD18 80117570-001